Die Lage der

HEIMINDUSTRIE IM BASELLAND

nach der Krise vom Jahre 1925

unter besonderer Berücksichtigung

der staatlichen Massnahmen

INAUGURALDISSERTATION

zur Erlangung der Würde eines Doctor rerum politicarum

der hohen juristischen Fakultät

der Universität Bern, vorgelegt von

JAN KARL LAGUTT

aus Basel.

Genehmigt auf Antrag von Professor Dr. Richard König

ZÜRICH 1932. BUCHDRUCKEREI G. v. OSTHEIM

1930.

Die Lage der

HEIMINDUSTRIE IM BASELLAND

nach der Krise vom Jahre 1925

unter besonderer Berücksichtigung

der staatlichen Massnahmen

INAUGURALDISSERTATION

zur Erlangung der Würde eines Doctor rerum politicarum
der hohen juristischen Fakultät
der Universität Bern, vorgelegt von

JAN KARL LAGUTT
aus Basel.

Genehmigt auf Antrag von Professor Dr. Richard König

ZÜRICH 1932. BUCHDRUCKEREI G. v. OSTHEIM

R. UNIV.
BIBLIOTHEEK
LEIDEN

Es sei mir an dieser Stelle gestattet, meinem verehrten Lehrer, Herrn Prof. Dr. RICHARD KÖNIG in Bern, für seine stets bereiten Ratschläge und für seine Mühewaltung meinen ergebensten Dank auszusprechen. Ebenso möchte ich an dieser Stelle Herrn A. SEILER, Vorsteher des kantonalen Arbeitsamtes in Liestal, für die grosse Bereitwilligkeit, mit welcher er mir das grosse statistische Material zur Verfügung gestellt hat, sowie für seine Wegweisungen in Rat und Tat herzlich danken.

Im Sommer 1930.

DER VERFASSER

Inhaltsverzeichnis

I. KAPITEL Seite

Die allgemeine Lage der Basler Seidenbandindustrie 7

Die Lage kurz vor dem Weltkriege und während der Kriegszeit 8

Die Lage nach dem Kriege 11

II. KAPITEL

Die Betriebssysteme der Basler Seidenbandindustrie 17

III. KAPITEL

Die Auswirkung der Krise des Jahres 1925 in Basel-land 23

IV. KAPITEL

Die Landwirtschaft der Posamenter 31

V. KAPITEL

Die Massnahmen der Regierung des Kantons Basel-land und die Vorschläge der verschiedenen Kommis-sionen zur Verbesserung der Existenzverhältnisse der Heimarbeiterschaft 42

VI. KAPITEL

Die Feldgemüsebauaktion in den Jahren 1928 und 1929 53

Der Beerenobstbau 57

Der Tabakbau 58

VII. KAPITEL

Schlussbetrachtungen 61

Literatur

AUS-DER-AU OTTO: Die Heimarbeit. Diss. 1925, Bern.

BACHOFEN MERIAN: Kurze Geschichte der Bandweberei in Basel.

BASLER HANDELSKAMMER: Jahresberichte 1906—1928.

BASLER VOLKSWIRTSCHAFTLICHE ARBEITEN. Bd. I, 1909—1911.
Thürkauf Emil, Verlag und Heimarbeit in der Basler Seidenbandindustrie.

EIDG. AMT FÜR INDUSTRIE, GEWERBE UND ARBEIT. Monatsberichte.

EIDG. ARBEITSAMT: Sozialstatistische Mitteilungen. 1926—1928.

FREIVOGEL: Geschichte von Baselland.

GEERING TR.: Handel und Industrie der Schweiz unter dem Einflusse des Weltkrieges.

HANDSCHIN H. K.: Die Oekonomik der Betriebsformen in der Basler Seidenbandindustrie. Diss. 1929, Bern.

HOFER: Landwirtschaftliche Winterschule des Kantons Baselland. Berichte über die ersten acht Jahre ihres Bestehens. 1919—1927.

KANTONALES ARBEITSAMT LIESTAL: Das gesamte Material betreffend die Seidenbandindustrie inkl. der Berichte der Expertenkommissionen an den Regierungsrat.

KANTONALES ARBEITSAMT LIESTAL: Jahresberichte 1922—1929.

KANTON BASELLAND: Gesetzessammlung. (Bd. 16).

KÖCHLIN - GEIGY: Die Entwicklung der Seidenbandfabrikation in der Schweiz.

LANDMANN JUL.: Die Schweizerische Volkswirtschaft.

LAUER A.: Landwirtschaft und Heimarbeit in Deutschland. 1915.

LORENZ JAC.: Die wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse in der schweizerischen Heimarbeit.

MANGOLD F.: Die Heimarbeit in der Seidenbandindustrie. (Die Seidenbandweber in Baselland.)

PHILIPPOVICH EUG.: Grundriss der politischen Oekonomie.

Reglement betreffend die Ausrichtung von Unterstützungen aus der Krisenkasse für notleidende Posamenter.

ROSS E. A.: Raum für Alle?

WEYERMANN M. R.: Verlagssystem der Lauschaer Glaswarenindustrie und seine Reformierung (1902).

I. Kapitel

Die allgemeine Lage der Basler Seidenbandindustrie

Die alte, gutbaslerische, fast ausschliesslich auf Export eingestellte Seidenbandindustrie ist in starkem Niedergang begriffen. Diese Industrie, die durch den Weltkrieg und besonders durch die Erscheinungen der Nachkriegsjahre nahe an den Rand des Ruins geführt worden ist, bildete während Jahrzehnten eine Quelle des Wohlstandes der Stadt Basel und der, trotz politischer Trennung, gerade durch die Seidenbandweberei eng mit ihr verknüpften Landschaft.

Jede Krise in der Seidenbandindustrie musste infolgedessen nicht nur die Unternehmen in der Stadt, sondern auch die im Kanton Baselland treffen. Und so sind denn die Krisen der letzten Jahre nicht spurlos an den Fabrik- und Heimposamenterbetrieben im Baselbiet vorübergegangen. Wenn man bedenkt, dass 15,7 % der Erwerbenden des Kantons Baselland in der Seidenbandindustrie tätig sind, so ergibt sich ohne weiteres, in welchem Grade sich schlechte Wirtschaftslagen der Seidenbandindustrie im Kanton auswirken mussten.

Die vorliegende Arbeit wird sich speziell mit der Auswirkung der Krisen der Seidenbandbranche im Kanton Baselland befassen, insbesondere mit den Massnahmen, welche von Regierungsseite getroffen worden sind, um den Betroffenen zu einer bessern Zukunft zu verhelfen.

Die heutige Lage der Basler Seidenbandindustrie ist eine höchst ungünstige, um nicht zu sagen, eine schlechte. Sie erhält sich durch die Reduktion ihrer Betriebe noch lebensfähig und bildet so immer noch eine Erwerbsquelle einer kleinen Bevölkerungsschicht. Doch wird sie für lange Zeit — wenn nicht für immer — kaum mehr als Erwerbsquelle von rund $^1/_6$ der erwerbstätigen Bevölkerungsschicht des Baselbiets in Betracht fallen.

Die Industriellen verweisen darauf, dass ihre Industrie von jeher starken wirtschaftlichen Schwankungen ausgesetzt gewesen ist und in starkem Grade von der jeweils herrschenden Mode beeinflusst wurde. Ob sie noch eine neue Blütezeit erhoffen? Sicher. Doch die Frage, wann sie eintreten wird, beantworten sie mit einem Achselzucken.

Die Lage kurz vor dem Weltkriege und während der Kriegszeit

Das Jahr 1913 war ein glückliches für die Seidenbandindustrie. Die Mode, die Beherrscherin dieser Industrie, war von der Verwendung von Federn und Vögeln als Hutschmuck abgerückt und bevorzugte wieder das Seidenband. Ebenso wurde Seidenband in erhöhtem Grade als Kleidergarnitur benützt. Mit noch besserer Hoffnung wurde das Jahr 1914 angetreten. Die Mode war endgültig zum Seidenband zurückgekehrt, und alle Voraussetzungen für die Fortdauer dieser Konjunktur schienen gegeben.

Der Ausbruch des grossen Völkerringens sollte all die schönen und berechtigten Hoffnungen mit einem Schlage zerstören. Die Bestellungen aus Deutschland blieben aus. Der Pariser Bandmarkt war vorerst gänzlich desorganisiert und erholte sich erst langsam wieder. Dazu wurde der Seidenbandindustrie durch den Grenzdienst unseres Heeres viel wertvolles Personal entzogen. Lediglich England setzte seine Bestellungen fort, doch bezogen sie sich nurmehr auf billigere Qualitäten. In der Folge jedoch gab England manchen Auftrag, der sonst nach St. Etienne oder nach dem Niederrheine gegangen wäre, in die Schweiz. Qualitätswaren wurden fast nicht mehr verlangt. Als Kriegserscheinung verdient Erwähnung, dass die fröhlichen Modeartikel den düsteren Farben gewichen waren.

Der Krieg dauerte fort, und mit seiner Fortdauer wuchsen die Schwierigkeiten. Ausfuhrverbote der Lieferanten der Rohseide, Einfuhrkontingentierungen, Absatzschwierigkeiten, überhaupt Schwierigkeiten jeglicher Art setzten ein und stellten hohe Anforderungen an die Geschicklichkeit und Umsicht der Seidenbandindustriellen. Bestellungen liefen zwar immer wieder ein, doch nicht in dem Umfange, dass die Betriebe restlos voll beschäftigt gewesen wären. Trotz der dadurch bedingten Verteuerung der Produktion, sanken die Preise oft geradezu verlustbringend. Der Entwertung wurde noch Vorschub geleistet durch das panikartige Stürzen der Rohseidepreise, was automatisch die Entwertung der Lagerbestände der Seidenbandindustrie mit sich zog. Trotz all dieser unglücklichen Umstände gelang es der Geschicklichkeit und Tatkraft der Seidenbandindustriellen, nicht nur die Exportziffer der Vorkriegsjahre beizubehalten, sondern während dreier Jahre wesentlich zu steigern.

Der Bandexport betrug in den Jahren:

Jahr	q.n.	Wert in Franken
1913	6.912	42.063.000
1914	7.301	47.546.000
1915	9.903	60.022.000
1916	10.603	73.114.000
1917	6.557	54.780.000
1918	4.847	52.878.000

Das spätere starke Zurückgehen der Exportziffer erklärt sich durch die einschneidenden Kontingentierungen und Einfuhrsperren der Ententeländer, insbesondere Englands.

Die Ausfuhr nach den Zentralstaaten blieb auch meistenteils kontingentiert. Einzig der Markt nach Uebersee blieb offen. Insbesondere blieb geöffnet die Ausfuhr nach den englischen Kolonien. Der Mangel an Schiffsraum machte jedoch Lieferungen fast unmöglich, und hier hatte auch die Seidenbandindustrie indirekt unter den Folgen des U-Boot-Krieges zu leiden. Aus Skandinavien gingen immer noch manche Bestellungen ein, doch traten auch hier der Schwierigkeiten genügend auf. Die Sendungen via Deutschland unterstanden seit dem 4. September 1917 der Commission interalliée, und oft konnte erst nach monatelanger Wartezeit vom schweizerischen Volkswirtschaftsdepartement die Ausfuhrbewilligung erteilt werden. Der Weg via Frankreich-England war wiederum infolge einer Menge von Hindernissen fast unmöglich zu benützen. Kurz, wo auch der Seidenbandindustrielle sich hinwandte, stiess er auf fast unüberwindbare Hindernisse. Umso höher ist es den Unternehmern anzurechnen, dass sie durch ihre Energie immer wieder einen Weg fanden und so ihren Betrieben Arbeit verschaffen konnten.

Eine auffallende Erscheinung in der Geschichte des Exportes der Basler Seidenbandindustrie ist die Tatsache, dass England der Hauptabnehmer der Erzeugnisse dieser Branche war und bis auf den heutigen Tag geblieben ist. Wir haben es hier mit einer sehr deutlich ausgeprägten Einseitigkeit des Absatzmarktes zu tun. Es ist deshalb auch ohne weiteres begreiflich, dass jede wirtschaftliche Veränderung in England, jede zollpolitische Massnahme die Basler Seidenbandindustrie empfindlich treffen musste. Die Einseitigkeit dieses Absatzverhältnisses erklärt sich aus der Geschichte des Marktes dieser Industrie. Darauf näher einzutreten, ist im Rahmen dieser Arbeit nicht möglich und bildete ein Studium für sich. Wir haben uns demnach mit der Tatsache abzufinden und erblicken in England den Hauptkonsumenten der Basler Seidenbänder.*)

Waren schon vor dem Kriege die Absatzverhältnisse einseitig, so wurde die Lage durch den Krieg noch verschlimmert. Es wird absichtlich das Wort «verschlimmern» gebraucht, denn Einseitigkeit in Bezug auf den Absatzmarkt bedeutet nichts anderes, als sich wirtschaftlich in ein Hörigkeitsverhältnis zu begeben. Es liegt auch nicht die Absicht vor, diese wirtschaftliche Tatsache der Seidenbandindustrie nachträglich zu kritisieren, denn, wie bereits erwähnt wurde, erklärt sich dieses Faktum wirtschaftsgeschichtlich. In der Folge wird vom Gange der Ereignisse die Rede sein, welche direkt zwingen, dieses wirtschaftliche Moment ganz speziell hervorzuheben.

*) Man vergleiche die Wertsummenkurven Seite 13: Tabelle «Export von Seidenband in den Jahren 1913—1927».

War anfangs des Krieges England der Retter in der Not — denn es gab manchen Auftrag, der sonst der deutschen oder französischen Konkurrenz zugekommen wäre, nach Basel —, so sollte sich in der Weiterentwicklung der Geschichte das Blatt wenden und England zu einem Faktor werden, der die Lebensfähigkeit der schweizerischen Seidenbandindustrie direkt in Frage stellen konnte.

Die erste Krise — es war die vom Jahre 1917 — wurde eingeleitet durch das englische Einfuhrverbot vom 23. Februar des Jahres. Nach langen Verhandlungen wurde die Einfuhr von 50 % des Importwertes von 1916 gestattet, welche Quote nach abermaligen, langwierigen Verhandlungen in Anbetracht der inzwischen eingetretenen Verteuerung der Rohstoffe und der Löhne auf 70 % erhöht wurde. Effektiv sind aber, verursacht durch die starke Preissteigerung, aus diesen 70 % des Einfuhrwertes von 1916 33 % geworden. Vollends brach dann die Krise aus infolge der italienischen Ausfuhrsperre für Rohseide (26. Juni 1917). Diese Sperre hatte zur Folge, dass während mehrerer Monate Arbeitslosigkeit herrschte.

Ferner hemmte die englische Einfuhrkontingentierung eine Erhöhung der Löhne. Den Arbeitslosen wurde eine Unterstützung auf Grund des Einkommens in der Höhe von 1916 zugestanden, die Kosten fielen zu je $^1/_3$ an den Bund, die Stadt und die Unternehmer.

Im September 1918 sperrte England seine Grenzen gänzlich für das Seidenband und hielt dieses Verbot bis Februar 1919 aufrecht. Am 1. März 1919 gestattete England wieder die Einfuhr von $2 \times 1/4$ des auf 70 % limitierten Kontingents des Einfuhrwertes von 1917. Mit dem 1. September des gleichen Jahres fiel das englische Einfuhrverbot dahin, und sofort stieg der Beschäftigungsgrad in der Seidenbandindustrie ganz beträchtlich. Ende 1919 waren alle Betriebe wieder voll beschäftigt. Es ist ganz klar, dass sich die Krisen von 1917 und 1919 auch auf die Heimarbeiter im Baselbiet erstreckten und auch dort zur staatlichen Hilfe gegriffen werden musste.

Der Vollständigkeit halber werden hier noch folgende Angaben gemacht:

1916	wurden	nach	England	Seidenband	exportiert	für	Fr.	48,632,000
1917	"	"	"	"	"	"	"	33,321,000
1918	"	"	"	"	"	"	"	22,981,000
1919	"	"	"	"	"	"	"	45,508,000*)

An dieser Stelle ist noch auf eine besondere Veränderung auf dem englischen Markte hinzuweisen. Die englischen Kunden der Basler Seidenbandindustrie gaben vor dem Kriege ihre Bestellungen halbjährlich auf. Die Bestellungen kamen jeweils

*) Sehr deutlich sichtbar ist das Emporschnellen des Exportwertes nach dem Fallenlassen des englischen Einfuhrverbotes.

im Herbst und im Frühjahr und waren auf die jeweils kommende Mode eingestellt. Die Lieferfrist betrug 6 Monate. Der Industrielle hatte also schön Zeit, die Arbeit so zu verteilen, dass der Betrieb gleichmässig mit Arbeit während eines halben Jahres versehen war. Diese langen Lieferfristen erklären auch, dass das Verlagssystem, mit welchem die meisten Basler Industriellen arbeiteten, erfolgreich neben dem Fabrikbetrieb bestehen konnte. Im Laufe des Krieges, besonders aber nach dem Kriege, hat sich der Modus, mit welchem die Bestellungen gehandhabt wurden, gänzlich geändert. Da das Seidenband von der Mode nicht mehr so nachgesucht wird, legt sich kein Kaufmann mehr in diesem Artikel fest. Die heutigen Bestellungen sind durchwegs kurzfristig und müssen sofort geliefert werden können. Diesem Umstande ist es mit zuzuschreiben, dass das Verlagssystem gegenüber der Fabrik ins Hintertreffen geriet. Die Frage, Heim- oder Fabrikbetrieb, wird im 2. Kapitel dieser Arbeit behandelt.

Die Lage nach dem Kriege

Die Friedensjahre wurden mit ganz trüben Hoffnungen angetreten. Vorerst bestand noch immer die Kontingentierung nach verschiedensten Staaten. Immerhin fiel das so ganz schlechte Folgen zeitigende englische Einfuhrverbot Ende 1919 dahin, und somit war wieder für Arbeit gesorgt. Etwas früher öffneten sogar Oesterreich und die Tschechoslovakei wieder ihre Grenzen der Einfuhr an Seidenbändern. Scheinbar ging man doch wieder besseren Zeiten entgegen, doch nur scheinbar.

Mit der Einstellung der Feindseligkeiten trat auch wieder die grosse deutsche Seidenbandindustrie auf dem Weltmarkte, begünstigt durch die besondern Valutaverhältnisse, auf. Auch die französische Seidenbandindustrie folgte sehr bald nach, da der französische Franken immer mehr fiel. Nicht genug daran, die Zollmauern, die die meisten Länder um sich zogen, wurden zu immer höheren, kaum übersteigbaren Hindernissen. Wohl blieb die Mode noch einigermassen günstig, wendete sich dann aber langsam, doch stetig mehr und mehr vom Seidenbande ab. Versuche zur Rückgewinnung der Mode, wie sie von den Seidenbandindustriellen in Paris unternommen wurden, schlugen fehl. Die Unstabilität der allgemeinen wirtschaftlichen Lage, das stete Hin- und Herschwanken auf dem Markte, die typische Erscheinung der ersten Nachkriegszeit, trugen auch noch das Ihre zum schlechten Geschäftsgang der Seidenbandindustrie bei.

Um einigermassen konkurrenzfähig zu bleiben, hatte man die Bandpreise schon beim letzten kurzen Aufblühen der Mode stark reduziert. Trotz der Teuerung der Rohstoffe, Löhne etc. ist der Mittelwert des Bandexportes von 184 Fr. per kg anno 1920 auf 109 Fr. im Jahre 1923 zurückgesetzt worden. Es entspricht dies einer Reduktion von 40,22 %. Die Industriellen wa-

ren eben gezwungen, wenn sie ihre Betriebe aufrecht erhalten wollten, solche Zugeständnisse zu machen.

Auch war mittlerweile die Kunstseide immer mehr in die Seidenbandindustrie eingedrungen, und dieser ist es wohl zuzuschreiben, dass die Exportpreise so zurückgegangen sind. 1926 stürzte die Kunstseide um $^2/_3$ der Preise von 1924/25. Dieser Preissturz findet seinen Widerhall in der Seidenbandindustrie darin, dass die Exportwerte selbst unter Vorkriegsniveau fallen.

Der Bandexport betrug in den Jahren:

Jahr	q.n.	Wert in Franken
1919	7.273	104.062.000
1920	7.341	135.140.000
1921	4.888	59.862.000
1922	5.748	69.939.000
1923	4.804	52.176.000
1924	5.166	50.890.000
1925	4.893	40.350.000
1926	4.663	24.605.000
1927	3.936	23.011.000
1928	3.727	20.000.000
1929	3.598	18.195.996

Bei der Kunstseide handelt es sich um ein spezifisch schwereres Produkt als bei Naturseide. Ohne Berücksichtigung dieses Umstandes gibt die Betrachtung der Exportziffern, nach Mengen geordnet, kein genaues Bild.

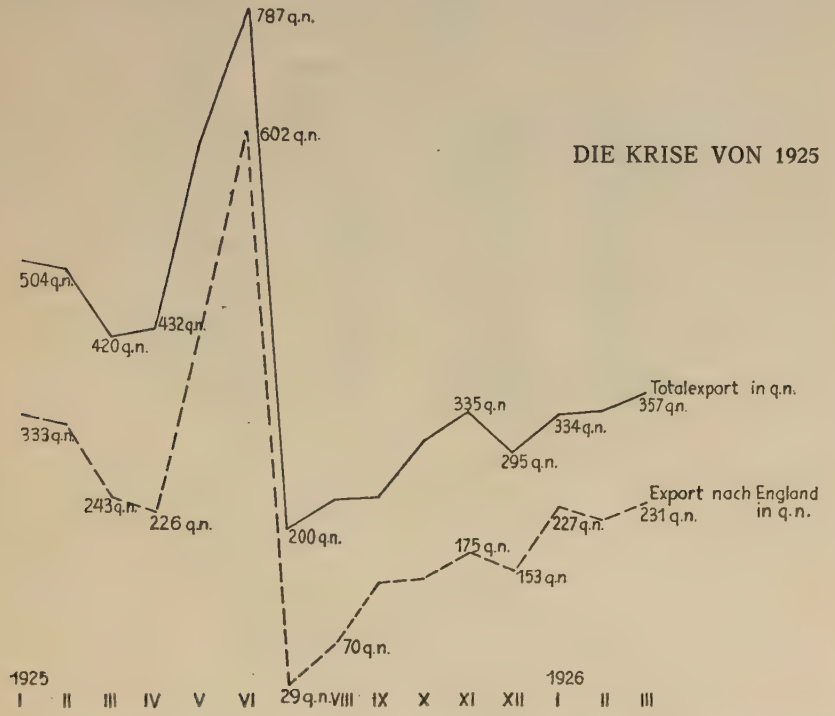
Ganz zerstörend wirkte sich die Einführung der englischen Schutzzölle vom 1. Juli 1925 aus. Sämtliche Seidenwaren ausländischer Provenienz wurden mit einem Zolle bis zu 30 % des Wertes belegt. Die ausländische Konkurrenz wurde natürlich gleichfalls von dieser Massnahme betroffen, doch dank der besondern Valutaverhältnisse konnte sie diese Belastung ihrer Produkte bedeutend besser aushalten.

Die Tabelle auf nachstehender Seite zeigt besser als die längsten Ausführungen, wie die Krise sich in der Basler Seidenbandindustrie auswirkte. Die Steigerung der Ausfuhr kurz vor Einführung des Schutzzolles, ist durch die Ausfälle der nachfolgenden Monate längst wettgemacht.

Die ausländische Konkurrenz, von welcher schon früher die Rede war, ist dank ihren Valutaverhältnissen imstande gewesen, die schweizerische Seidenbandindustrie mehr und mehr vom Weltmarkte zu verdrängen. Dank des niedrigen Valutastandes war es Deutschland und Frankreich (dem letzteren Staate sogar heute noch) möglich, über bedeutend billigere Arbeitskräfte zu verfügen. Die Lohnkosten stellen sich nach *Handschin**) in der

*) *H. K. Handschin:* «Die Oekonomik der Betriebs-Formen in der Basler Seidenband-Industrie», Diss. Bern, 1929.

französischen Seidenbandindustrie um rund 30—50 % niedriger als in der schweizerischen. Ebenso verfügt Deutschland bis heute, trotz der Stabilisierung seiner Währung, über billigere Arbeitskräfte.*) Es darf gleichfalls nicht ausser acht gelassen werden, dass sowohl Frankreich wie auch Deutschland über einen nicht unbeträchtlichen Inlandmarkt verfügen, während dieser bei der schweizerischen Seidenbandindustrie kaum in Betracht fällt.



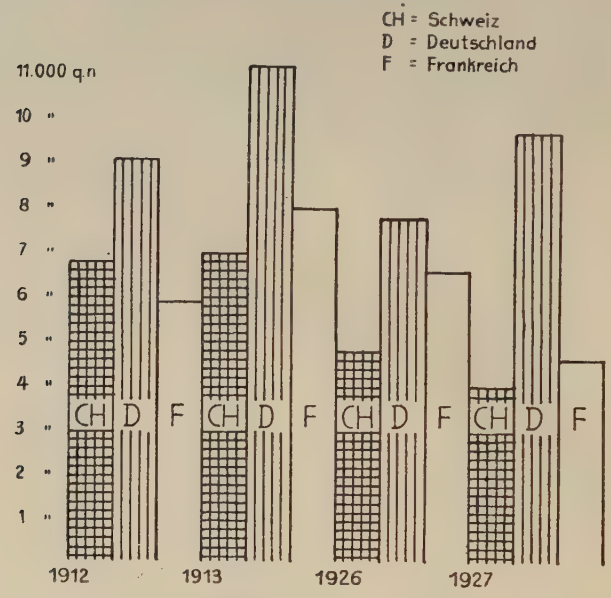
Wie gründlich die ausländische Konkurrenz die günstigeren valutarischen und wirtschaftlichen Verhältnisse ausgenutzt hat, zeigen die nachfolgenden Tabellen (siehe auch Seite 14).

Der Export der Hauptexportländer betrug:

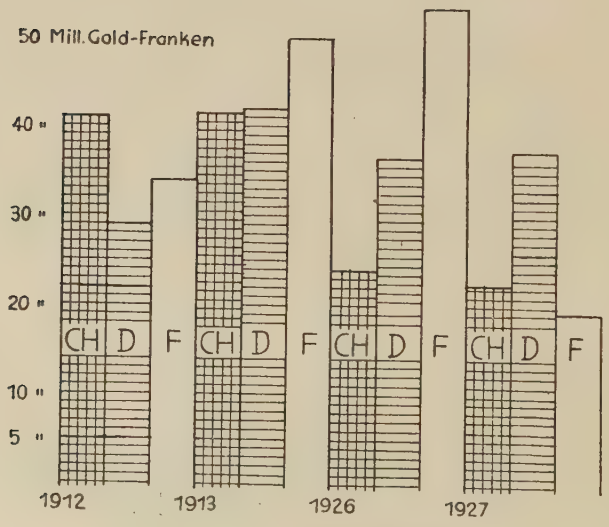
		1912	1913	1926	1927
Schweiz	q. n.	6719	6912	4663	3936
	Fr. (Gold)	41,474,000	42,063,000	24,605,000	23,011,000
Deutschland	q. n.	9055	11536	7695	9605
	Fr. (Gold)	29,751,000	42,727,000	37,805,000	38,047,000
Frankreich	q. n.	5852	7924	6486	4531
	Fr. (Gold)	34,415,000	50,705,000	54,036,000	20,045,000

*) Wie abnorm die Verhältnisse im Baselland geworden sind, mögen die nachstehenden Angaben des kant. Arbeitsamtes Liestal dartun. Es schreibt a. a. O. ... «bei uns werden Brutto-Einkommen von Fr. 1500.— nur von sehr tüchtigen Heimposamentern erlangt, dies entspricht einem Arbeitslohn bei 12-stündiger Arbeitszeit von Fr. 7.04 (ohne Abzug der Unkosten).

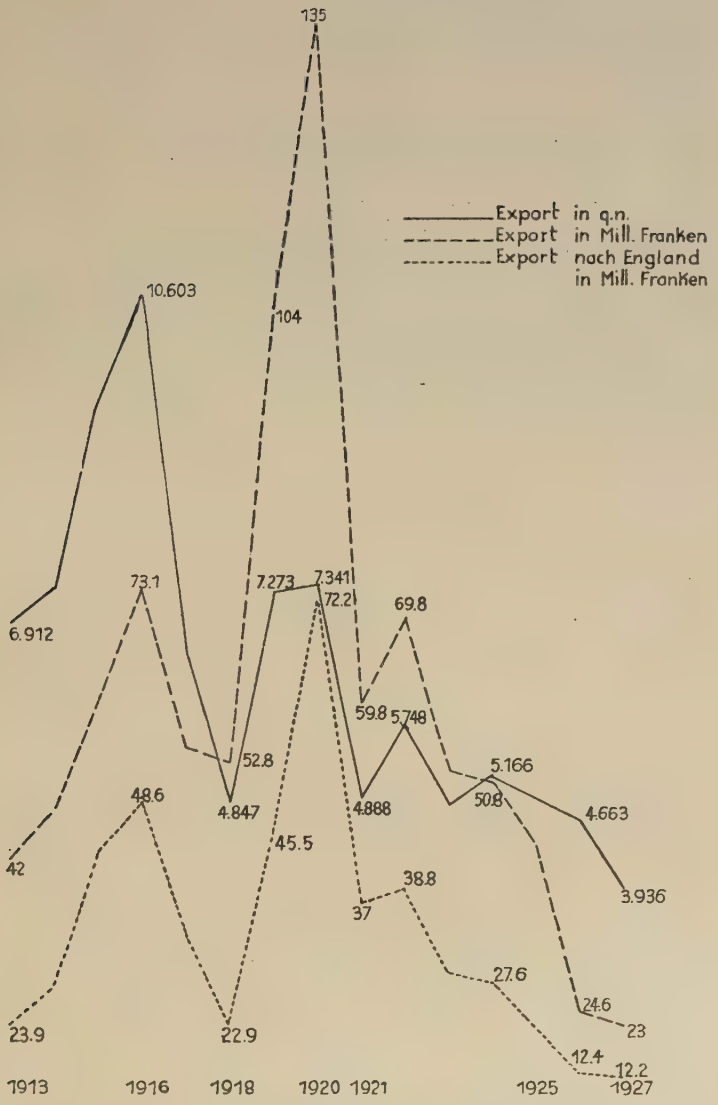
Graphische Darstellung des Exportes der Hauptexportländer



EXPORT IN Q. N.



EXPORT IN GOLDFRANKEN



EXPORT VON SEIDENBAND IN DEN JAHREN 1913—1927

Diese verschiedenen Wirtschaftsfaktoren, welche hier noch einmal kurz zusammengefasst werden:

1. die Schutzzollpolitik der Importländer, Englands insbesondere,
2. die ständige Ungunst der Mode,
3. die verglichen mit dem Auslande teuern Arbeitskräfte in der Schweiz,
4. die Konkurrenz der Länder Deutschland und Frankreich, welche infolge billigerer Arbeitskräfte auf dem Weltmarkte noch erfolgreich auftreten können,

zwingen die Basler Seidenbandindustriellen zur Reduktion oder sogar zur Auflösung ihrer schweizerischen Betriebe.

Die Verlegung von Betrieben ins nahe Elsass ist bereits zur Tatsache geworden, z. T. allerdings schon vor der Krise von 1925. Einige Unternehmer haben ihre schweizerischen Betriebe gänzlich liquidiert und haben die Fabrikation in Frankreich, wenn auch in reduziertem Masse, wieder aufgenommen.

(Zur Tabelle «Die Krise von 1925», S. 13):

Die Auswirkung der Krise auf die Heimarbeiterbetriebe wird im III. Kapitel noch spezielle Beachtung finden.

II. Kapitel

Die Betriebssysteme der Basler Seidenbandindustrie

Im vorhergehenden Kapitel wurde bereits darauf hingewiesen, dass in der Basler Seidenbandindustrie sich zwei verschiedene Betriebssysteme gegenüberstehen. Die Natur dieses Industriezweiges gestattet, dass die Herstellung von Seidenband sowohl in Heim- als auch in Fabrikbetrieben vor sich geht.

Als eigentlicher Gründer der Basler Seidenbandweberei ist der französische Refugiant Antoine de Lescailles aus Bar-le-Duc anzusehen. Dieser Mann hatte schon zu seiner Zeit — es war in den Jahren um 1580 herum — die Produktion von Seidenbändern mit dem Verlagssystem verbunden. In der damaligen Zeit war, infolge der engen Einstellung der Bürger, nur diese Art eines mehr oder minder kapitalistischen Betriebes möglich. Die Manufaktur kam in Basel verhältnismässig spät auf. Der enge zünftlerische Geist der Stadt lehnte sich bald auch gegen dieses System auf und es wurden von den Zünften eine Reihe von Forderungen aufgestellt und durchgekämpft. Die wichtigsten darunter waren:

1. Um die freie Konkurrenz der einzelnen Verleger tunlichst auszuschalten, wurde ein Maximum von Arbeitskräften, die für einen Verleger arbeiten durften, festgesetzt.

2. Der Verleger durfte nur zünftige und bürgerliche (städtische) Weber für sich arbeiten lassen.

Durch diese und noch andere einschneidende Massnahmen und kleinliches, schikanöses Gebaren wurden Weber, welche nicht das Bürgerrecht der Stadt besassen, hinausgeekelt, zum Teil sogar gezwungen, Basel zu verlassen. Diese Vertriebenen siedelten sich zum Grossteil in der Landschaft Basels an, von wo aus sie dann fröhlich ihre Waren den Verlegern in der Stadt zustellten. So hielt die Seidenbandweberei im Baselbiet Einzug und der Stadtrat konnte nicht anders als das «fait accompli» sanktionieren.

Die guten zünftlerischen Bürger mussten in der Folge still zusehen, wie der damals aufblühende Kaufmannsstand, welcher sich ebenfalls aus Refugianten rekrutierte, die Situation aus-

nützte und der Ausbreitung der Seidenbandweberei unter der ländlichen Bevölkerung Basels Vorschub leistete.

Somit war die Seidenweberei im Baselbiet eingezogen und hat sich bald zu einer blühenden Hausindustrie entwickelt.

Später, nach Einführung des mehrgängigen, halbmechanischen Webstuhls, erhöhte sich die Produktion um ein Vielfaches, was sicher ausser dem Verleger, auch dem Heimarbeiter zugute kam.

Jeder Verleger verfügte über eine mehr oder minder grosse Zahl von Heimarbeitern, die nur für ihn arbeiten durften. Ausnahmen wurden hin und wieder gestattet. Es kam auch vor, dass die Verleger sich mit Arbeitskräften gegenseitig aushalfen. Der Webstuhl wurde vom Verleger gestellt und blieb sein Eigentum; der Heimarbeiter zahlte eine gewisse Summe als Miete. Für den Posamenter bildete dieser Umstand sicher nur einen Vorteil, denn allfällige Verbesserungen des Webstuhles fielen somit zu Lasten des Unternehmers*). Diese Tatsachen haben sich bis heute nur unwesentlich verändert.

Durch die Verfügungsmacht des Verlegers über eine grössere Zahl von Heimarbeitern bekam die an und für sich etwas lockere Organisation doch ein gewisses festes Gepräge und bildete so einen Betriebsorganismus, den man fast mit dem Namen «Quasi-Fabrikbetrieb» belegen dürfte.

Ein solch weitverbreitetes Betriebssystem bedingte natürlich auch ein gut ausgebautes Kontrollwesen. Kontrolleur war meist ein guter Weber, der vom Verleger beauftragt war, die Heimarbeiter eines bestimmten Bezirkes zu beaufsichtigen**).

In diesem Zusammenhange ist noch zu erwähnen das Botenwesen. Der Bot, Bote, war ein kautionsfähiger Fuhrmann, der im Dienste der Verlegerschaft stand und den Materialverkehr vom Heimarbeiter zum Verleger und umgekehrt ausführte. Der Boten-

*) Erwähnenswert ist an dieser Stelle, dass bei Einführung des elektrischen Antriebes des Webstuhles nicht die Verleger die Kosten der Beschaffung der Motore und des Anschlusses an den Stuhl trugen, sondern die Posamenter. Durch genossenschaftlichen Zusammenschluss der Posamenter in den verschiedenen Gegenden wurden die nötigen Kapitalien aufgebracht, um das Stromnetz in die Dörfer und Häuser zu ziehen. Für die Posamenter bedeutete dies natürlich ein grosses Opfer, denn auf Rosen gebettet waren diese Leute nie. Kompensiert wurde der Aufwand immerhin dadurch, dass dank dem elektrischen Antriebe die Produktion erhöht wurde, und weiterhin durch den Umstand, dass die Elektrizität sich bald so verbreitete, dass nicht nur der Posamenter Mitglied der Stromgenossenschaft blieb, sondern auch alle andern Bewohner der Gegend Mitglieder wurden und sich somit der Kostenanteil am Leitungsbau auf die breite Masse verteilte.

**) Es sei an dieser Stelle auf die sehr lustige Geschichte «Der Diener aus Sarasins Laden» verwiesen, welche Prof. Mangold in seine Arbeit: «Die Seidenbandweberei in Baselland» aufgenommen hat. Erschienen in Jac. Lorenz «Die wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse in der schweizerischen Heimarbeit».

Aus dieser Geschichte entnehmen wir, wie wenig der Posamenter die Kontrolle der «Stuhlläufer» schätzte.

verkehr ist heute verschwunden und durch das Automobil ersetzt worden.

Verhältnismässig spät kam der Fabrikbetrieb auf. Bis in die 1830er Jahre wurde die ganze Produktion an Seidenband von der Heimindustrie geleistet*). Von dort ab setzte sich der Fabrikbetrieb allmählich durch. Ein schüchterner Anfang, einen Fabrikbetrieb zu errichten, geht auf das Jahr 1738 zurück. Ein gewisser Hummel trat dort mit dem Gesuche, eine Fabrik errichten zu dürfen, an den Rat der Stadt heran. Die Fabrik hätte vor dem Steinentor errichtet werden sollen und es war geplant, die Wasserkraft des Birsigs zum Antriebe der Webstühle zu benützen. Der Rat jedoch erteilte die Bewilligung nicht. Die Norm war, dass Menschenkraft den Antrieb bewerkstelligte. Hin und wieder wurde in kleinem Prozentsatz die Wasserkraft zum Antrieb der Webstühle benutzt. Somit war es gegeben, dass erst mit der Einführung der Dampfmaschine an eine fabrikmässige Herstellung von Seidenbändern gedacht werden konnte. Die Gleichmässigkeit der mechanischen Arbeitskraft, die Möglichkeit, durch sie beliebig viele Webstühle treiben zu lassen und jederzeit über sie verfügen zu können, war so hervorstechend, dass sich der Fabrikbetrieb auch in dieser Branche raschen Eingang verschaffte. Dazu tritt der Umstand, dass die Fabrik bei der Gründung mit den jeweils modernsten Maschinen ausgerüstet wird. Die örtlich, auf einen kleinen Komplex lokalisierte Produktion, die gute Uebersicht über sämtliche Betriebsvorgänge, die leicht auszuübende Kontrolle über die Arbeiter, die Möglichkeit, sie einer straffen Hausdisziplin zu unterwerfen, die bessere Ausnützungsmöglichkeit aller Arbeitskräfte und Mittel, ebenso die sich erst bedeutend später einstellenden Ermüdungserscheinungen der Arbeiter bei mechanisiertem Produktionsprozess sind Faktoren, die sich produktionssteigernd auswirken mussten**).

Die Einführung der mechanischen Webart benachteiligte den Heimarbeiter. Weil die mechanische Antriebskraft die gleichmässigere ist als die menschliche, unterliefen beim Weben weni-

*) *Handschin*, «Die Oekonomik der Betriebs-Formen in der Basler Seidenband-Industrie»: «Allgemein meint man, dass die fabrikmässige Produktionsweise nach den Basler Revolutionswirren anfangs der Dreissigerjahre eingeführt worden war. Dies ist nun nicht ganz richtig, denn bereits in den Jahren vorher war z. B. in Gelterkinden eine Bandfabrik eröffnet worden, in der allerdings die Webstühle noch von Hand betrieben werden mussten. Die Gelterkinderbevölkerung, die zum grössten Teil in der Bandindustrie ihren Verdienst fand, hielt im Revolutionskampfe denn auch brav zu Basel. Es kam dort im Jahre 1832 zwischen den Aufständischen und Basler Truppen zu einem Gefecht, wobei die Fabrik abbrannte. In der Folgezeit entstand dann an der nämlichen Stelle ein neues Gebäude.»

**) Bei manueller Antriebsart des Webstuhles war der Arbeiter gezwungen, die Arbeit nach etwa sechsstündiger Arbeitszeit infolge körperlicher Erschöpfung niederzulegen. Durch die Ersetzung des manuellen Antriebs durch mechanischen, konnte die Arbeitszeit auf 10—12 Stunden ausgedehnt werden, bis die gleichen Ermüdungserscheinungen eintraten.

ger Fehler, also trat zu der quantitativen Steigerung der Produktion noch eine qualitative hinzu. Damit war es gegeben, dass der Heimposamenter nur noch zur Herstellung von billigeren Qualitäten herbeigezogen wurde, was wiederum eine Rückwirkung auf die Entlöhnung seiner Arbeit hatte. Die Vorteile des Fabrikbetriebes wurden durch die Heimarbeiter insofern etwas kompensiert, als sie die Elektrizität in ihren Dienst stellten.

Heute ist der Dampfbetrieb in den Fabriken längst durch den elektrischen ersetzt worden.

Durch den Ausbruch der Krisen der Kriegs- und Nachkriegsjahre ist neuerdings eine wesentliche Verschiebung zu Ungunsten der Heimarbeiter eingetreten. Krisen war die Seidenbandindustrie von jeher ausgesetzt, doch haben sie nie diesen Umfang angenommen, wie sie die Jahre 1918/19, 1921 und 1925 mit sich gebracht haben. Es wurde im ersten Kapitel darauf hingewiesen, dass mit dem Sinken des Bedarfs an Seidenband sich auch die Bestellungsart geändert hat. An Stelle der halbjährlich einlaufenden Bestellungen sind die monatlich einlaufenden getreten. Zudem zeichnen sich die heutigen Bestellungen dadurch aus, dass sie sich meist nur auf billigere Ware erstrecken und ganz speziell durch kurze Lieferungsfristen.

Dank der grösseren Leistungsfähigkeit ihrer technischen Einrichtungen ist die Fabrik imstande, die kurzen Liefertermine einzuhalten. Das springende Moment aber dürfte sein, dass der Unternehmer, welcher über beide Betriebssysteme verfügt, ein evident grösseres Interesse an der Erhaltung seines Fabrikbetriebes hat. Man hat sich nur vor Augen zu führen, welche Kapitalien in einem Fabrikbetrieb investiert sind und man begreift ohne weiteres, dass eine ungenügende Ausnützung dieser teuren Anlagen einem effektiven Verluste gleichkommt.

Da die Preise der Produkte dieser Industrie durch die ausländische Konkurrenz diktiert werden, da sie dank billigeren Arbeitskräften auch billiger zu liefern im Stande ist, so ergibt sich die Unmöglichkeit für die Basler Seidenbandindustrie, ein «Weniger» an Produktion durch eine Erhöhung der Preise wett zu machen, um mit der gleichen Rendite arbeiten zu können. Schlechter Geschäftsgang eines Fabrikbetriebes bedeutet immer eine Erhöhung der Herstellungskosten, denn die festen Fabrikationskosten sind gegeben und lassen sich nicht verändern, ebenso die Preise nicht, oder höchstens nach unten, da ja der Unternehmer keine Monopolstellung in seiner Branche einnimmt*).

Aus diesen Gründen ist der Seidenbandindustrielle vor allem daran interessiert, dass sein Fabrikbetrieb kontinuierlich mit Ar-

*) Unter festen Fabrikationskosten sind zu verstehen: die Gebäulichkeiten, die Betriebseinrichtungen (Maschinen etc.) und die Personalaufwendungen. Einzig die Personalaufwendungen sind bis zu einem bestimmten Grade variabel.

beit versehen ist, und gibt nur dann Arbeit in die Heimbetriebe, wenn die Fabrik selbst genügend mit Arbeit dotiert ist.

Dem Heimbetriebe hängen diese Nachteile in viel geringerem Masse an. Es ist anzunehmen, und hier liegt m. E. die Hauptursache, dass die Webstühle wohl zum grössten Teil bereits amortisiert sind, und wenn nicht (es sind inzwischen auch wieder moderne Stühle aufgestellt worden), so sind die Gestehungskosten für einen Land-Webstuhl um rund 50 % niedriger als für einen Fabrikstuhl. Somit ist der Unternehmer, der nur im Verlagssystem arbeitet, demjenigen gegenüber, der im Fabrikbetrieb Seidenbänder herstellt, im Vorteil. Gewisse Vorarbeiten, wie Winden und Zetteln der Rohmaterialien, werden auch in dieser Betriebsform in einem kleinen Werke ausgeführt. Die festen Fabrikationskosten bleiben auch hier bis zu einem bestimmten Grade bestehen, doch ist die Anlage bedeutend kleiner, da die teuern Webereianlagen (Gebäude, Webstühle, Motore etc.) dahinfallen *).

Dem Verlagssystem haftet sicher eine gewisse Schwerfälligkeit an; man bedenke nur, welchen Zeitverlust das Verteilen der Arbeit an die Heimarbeiter und das Abholen der fertigen Produkte bedeutet. Ebenso ist die Kontrolle des ganzen Betriebes viel schwieriger zu bewerkstelligen, da der ganze Betrieb dezentralisiert, also örtlich zerstreut ist. Bei normalem Geschäftsgange, wie er vor dem Kriege und vor Hereinbruch der Krisen anzutreffen war, zu der Zeit also, in welcher die Bestellungen halbjährlich einliefen mit halbjährigem Liefertermin, war das Verlagssystem dem Fabriksystem ohne Zweifel gewachsen. Auch heute noch ist dasjenige Unternehmen, das nur im Verlage arbeitet, dem Fabrikbetriebe nur hinsichtlich der Raschheit, mit welcher Aufträge besorgt werden können, etwas unterlegen. Es ist jedoch ein gewisser Ausgleich in dem Umstande zu erblicken, dass die Arbeitszeit in den Heimbetrieben bis auf 14 Stunden ausgedehnt werden kann **).

Bei flauem Geschäftsgange stehen eben so und so viele Stühle in den Heimbetrieben still, ohne dass die Lebensfähigkeit des Unternehmers in dem Masse in Frage gestellt wäre, wie dies beim Fabrikbetrieb der Fall ist. Sollte jedoch durch einen Umstand am Markte plötzlich viel Arbeit zu bewältigen sein, so hat der Unternehmer die Möglichkeit, dieses «Mehr» an Arbeit auf die vielen stillstehenden Betriebe zu verteilen, und somit kann man beinahe davon sprechen, dass der Unternehmer in kurzer Zeit einen grossen Betriebsapparat aus dem Boden zu stampfen vermag. Somit verfügt der Unternehmer im Verlagssystem über einen höchst elastischen Betriebsorganismus, der grösseren Bedarfsschwankungen sehr gut anzupassen ist. Aus allem geht her-

*) *Handschin* hat sich sehr eingehend mit dieser Frage in seiner Dissertation abgegeben.

**) Gesetz über die Arbeitszeit in Heimbetrieben. 1922, 23. XII.

vor — vorausgesetzt sind normale wirtschaftliche Verhältnisse — dass das Verlagssystem dem Fabriksystem nur hinsichtlich der Raschheit der Produktion unterlegen ist und beide Betriebsformen sehr wohl nebeneinander bestehen können.

Es ist deshalb höchst bedauerlich, dass dem Unternehmer durch die missliche Lage am Markte die Möglichkeit genommen wurde, von diesem so überaus elastischen und anpassungsfähigen Gebilde gebührend Gebrauch zu machen, was nicht nur ihm, dem Unternehmer, zum materiellen Nachteile gereicht, sondern ganz speziell dem Heimarbeiter, dem Heimpasomenter. Mit der Lage und dem Schicksal dieser Leute wird sich die Arbeit in der Folge ausschliesslich befassen.

III. Kapitel

Die Auswirkung der Krise des Jahres 1925 im Baselland

Beheimatet ist die Posamenterie, im speziellen die Heimposamenterie, nur noch im oberen Teil des Kantons Baselland, d. h. vor allem in den Bezirken Sissach und Waldenburg. Als Standort der heutigen Heimposamenterbetriebe kann man näher bezeichnen die den eigentlichen Jurabergen vorgelagerten Teile dieser Bezirke, welche von anderen Industrien wenig oder gar nicht erschlossen wurden. Im Bezirk Liestal wurde die Seidenbandweberei vor etlichen Jahren zum grössten Teile in Fabrikbetriebe verlegt, die mittlerweile infolge der langandauernden Krisen eingegangen sind. Aus dem Bezirk Arlesheim ist die Posamenterie als Heim- und Fabrikarbeit restlos verschwunden, da sich der dortigen Bevölkerung bessere Erwerbszweige eröffneten, einmal durch die guten Verbindungen mit der Stadt und anderseits durch die verschiedenen industriellen Unternehmungen, die sich im Birstale niederliessen. Speziell zu erwähnen wären die Zweigniederlassung der Brown, Boveri A. G. Münchenstein, die grossen Metallwerke in Dornach, sowie die Spinnereien in Arlesheim und in Aesch.

Es ist keinesfalls verwunderlich, dass mit dem Eindringen von Industrien ohne saisonmässigen Charakter die Posamenterie als Heimbetrieb verschwindet. So weist Pratteln (Bezirk Liestal) im Jahre 1919 nur noch drei Betriebe von Heimposamenterie auf. Dieses Dorf entwickelte sich im Laufe der Jahre zu einem kleinen Industrieort, dank seiner verkehrspolitisch günstigen Lage.

Mit andern Worten, wo gute andere Verdienstmöglichkeiten durch Unternehmungen mit industriellem oder kaufmännischem Charakter Eingang fanden, wurde die Posamenterie auf den Aussterbeetat gesetzt. Ganz allgemein gilt der Satz, je weiter wir uns von der Stadt und von den grossen Verkehrsadern entfernen, umso mehr erlangt die Posamenterie, vor allem die Heimposamenterie, Bedeutung. Als Beispiel möge das Juradorf Reigoldswil dienen, das 1919 296 Heimarbeiterbetriebe aufwies.

Eine Ausnahme von dem Gesagten, dass sich Industrien hauptsächlich nur dort ansiedeln, wo verkehrspolitisch günstige Verhältnisse anzutreffen sind, bildet die Uhrenindustrie im Waldenburgertal. Die Uhrenindustrie, als Erzeugerin hochwertiger

feinmechanischer Produkte, ist dank ihrer Eigenart weniger von verkehrspolitischen Erwägungen abhängig. Aus diesem Grunde konnte sie auch Fuss fassen in den abgelegenen, von den grossen Verkehrsadern abgeschnittenen Tälern und Hochebenen des Jura. Die Uhrenindustrie ist eine Fabrikindustrie und bietet als solche eine bessere Einnahmequelle für die Lohnarbeiterschaft als die Heimweberei. Das bedeutet nichts anderes als, dass wo Uhrenindustrie Einzug fand, die Heimindustrie weichen musste. Im Waldenburgertal ist deshalb die Heimposamenterie fast verschwunden. Wir finden in der Waldenburger Gegend deshalb neben der Klasse der Fabrikarbeiterschaft nur die Klasse der Berufsbauern. Eine Vermischung von Uhrenindustrie und Landwirtschaft ist ausgeschlossen. Die beiden Beschäftigungsarten liegen derart von einander entfernt, dass die eine die andere völlig ausschliesst.

Schenkt man seine Betrachtung nunmehr der Masse der Heimarbeiter, so drängt sich einem unmittelbar die starke Dreiteilung dieser ganzen Bevölkerungsschicht auf. Einesteils sieht man einen grossen Komplex von Kleinbauern, die unbedingt darauf angewiesen sind, den kärglichen Ertrag, welchen ihre kleine Landwirtschaft abwirft, durch Lohnarbeit zu kompensieren und verbessern, um lebensfähig zu bleiben. Es ist dies der grösste Teil der Heimposamenter. Daneben lebt eine kleine Klasse bäuerlicher Bevölkerung, welche die Seidenbandweberei quasi als «Plus» betreibt, d. h. bäuerliche Elemente, deren Landwirtschaft genügend Erwerb sichert, um die Familie ernähren und erhalten zu können. Die Posamenterie wird als zweite nebensächliche, doch immerhin willkommene Einnahmenquelle betrachtet. Drittens tritt hinzu die wiederum grosse Masse der Erwerbenden, die einzig und allein auf die Seidenbandweberei angewiesen sind.

Teilen wir die gesamte, in der Posamenterie erwerbstätige Bevölkerung in drei Klassen ein, so erhalten wir folgendes Bild:

	Betriebe
I. Nur Posamenter, ausschliesslich auf den Erwerb aus der Heimindustrie angewiesen	950 = 37.25 %
II. Bauern-Posamenter (Hauptberuf: Seidenbandweberei), im Nebenberuf Landwirte	1437 = 56.50 %
III. Posamenter-Bauern (Hauptberuf Landwirte)	157 = 6.25 %
	2544 Betriebe*).

*) Nach Angaben des kantonalen Arbeitsamtes Liestal.

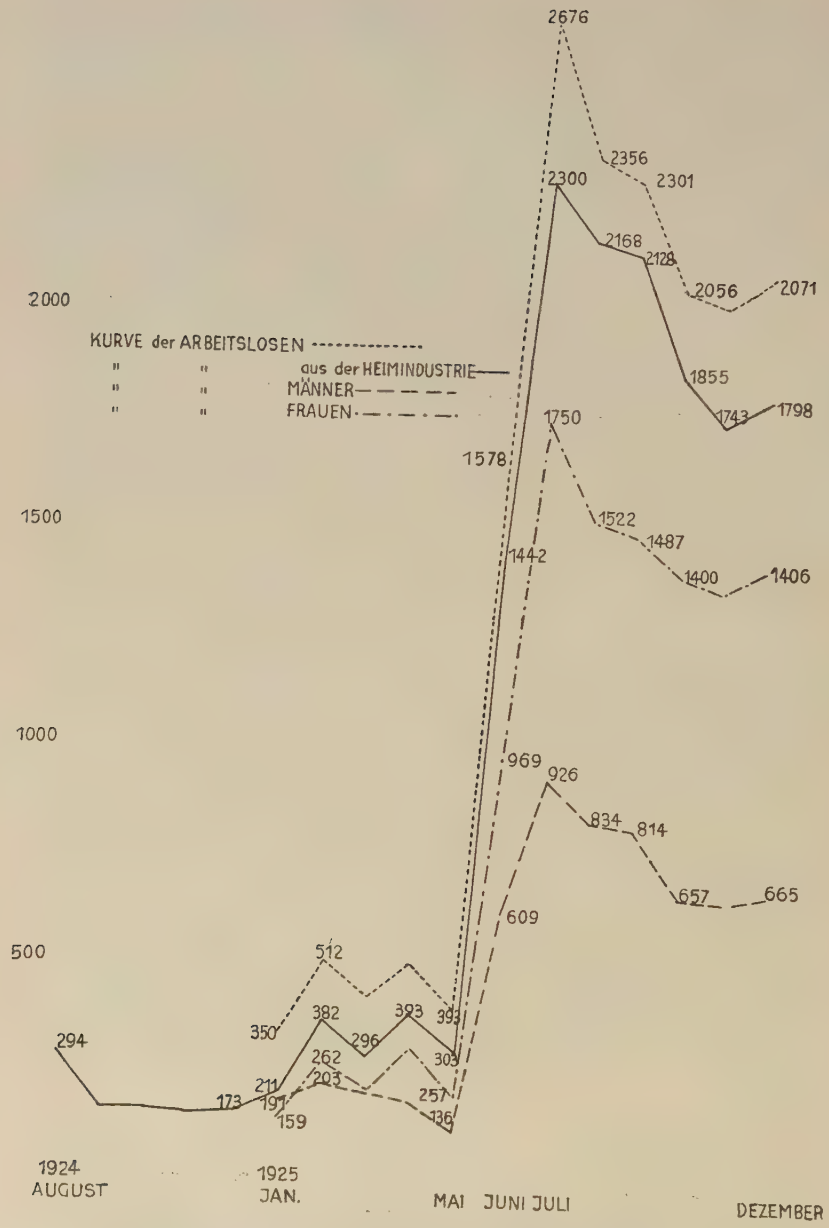
Die Einteilung wurde nach Betrieben geordnet, da eine Einteilung nach Köpfen sehr leicht ein falsches Bild gibt. In der Seidenbandweberei werden nämlich auch Kinder, Mägde etc. zur Arbeit an den Webstuhl herbeigezogen. Man kann ruhig annehmen, dass in einer Heimarbeiterfamilie jedes Familienglied irgendetwas vom Weben versteht. Es spielt gar keine Rolle, ob in einer Familie nur zwei oder fünf Personen posamenten können; am Endresultat, d. h. am Einkommen aus der Arbeit am Webstuhl ändert das nicht viel, da die Stuhlzahl massgebend ist.

Im ersten Kapitel dieser Arbeit wurde bereits auf die verschiedenen Krisen in der Heimindustrie hingewiesen. Dass vor allem der Heimposamenter von jeder Krise auf dem Bandmarkte in besonderem Masse betroffen wurde, ist sicher eindeutig und klar. Ganz betrüblich für die gesamte Seidenbandindustrie, für den Heim- und den Fabrikarbeiter, wirkte sich die Krise vom Jahre 1925 aus, welche mit dem 1. Juli als Folge der englischen Schutzzollpolitik einsetzte*). In den letzten Monaten vor dem Inkrafttreten der einschneidenden Zollbestimmungen Englands waren sämtliche Fabrikbetriebe voll beschäftigt, und auch in der Heimindustrie war der Beschäftigungsgrad im allgemeinen nicht übel. Von zuständiger Seite wurde bestätigt, dass Heimbetriebe, die mit Arbeit versehen waren, sogar täglich mit Ueberzeit arbeiteten. Im Vormonat des Inkrafttretens der Zollbestimmungen, also im Juni, war bereits der grösste Teil der Waren abgeliefert oder versandbereit, und so stieg auch die Zahl der Arbeitslosen in den Heimbetrieben plötzlich von 303 auf 1442, um im Juli auf 2300 hinaufzuschnellen. Zu diesen 2300 arbeitslosen Heimposamentern treten ab Juli ausserdem noch 282 Arbeitslose aus den Fabrikbetrieben hinzu. Die Kurventabelle über die Arbeitslosigkeit im Krisenjahre 1925 (siehe folgende Seite) gibt ein ziemlich genaues Bild über die Verhältnisse auf dem Arbeitsmarkt. Auffallend ist die hohe Zahl der arbeitslosen Frauen, verglichen mit der der Männer. Leider sind die Angaben der betreffenden Amtsstelle zu wenig detailliert; so wurden Notstandsarbeiter nicht aufgeführt, ebenso wenig fanden mittlere Landwirte und Hausfrauen, welche auswärts Arbeit annehmen konnten, Berücksichtigung. Auf alle Fälle stammt der weitaus grösste Teil der Arbeitsuchenden beider Geschlechter aus der Seidenbandindustrie. Aus diesem Grunde erklärt sich, weshalb die Kurve der arbeitsuchenden Männer verhältnismässig niedrig ist. Eine gewisse Rolle spielt ebenfalls, dass ein grosser Teil der durch die Krise betroffenen Männer sich rascher umstellte und andere Arbeit aufnahm. Eine gewisse Erleichterung mag ebenfalls die Landwirtschaft geschaffen haben, die z. Zt. des Ausbruches der Krise, also im Hochsommer, einen Teil der arbeitslosen Männer aufnehmen konnte. Als weiteres Krisensymptom sei angeführt die Zahl der ab 31. Juni 1925 stillstehenden Webstühle in den Heimbetrieben:

Bezirk	Zahl der Stühle	davon ohne Arbeit	Arbeitslose männlich	weiblich	Total
Liestal	665	478 oder 71,8 %	189	281	470
Sissach	1544	1167 « 75 %	295	827	1122
Waldenburg	1029	665 « 64,6 %	260	451	711**)

*) Siehe Tabellen S. 13 und 26.

**) Angaben des kantonalen Arbeitsamtes Liestal.



KURVE DER ARBEITSLOSIGKEIT IM KRISENJAHR 1925

Nachdem die Erwerbenden der Seidenbandindustrie 15,7 % aller Erwerbenden des Kantons, in einzelnen Gegenden sogar 30 % übersteigt, so wird ohne weiteres klar, welche schwere Folgen die englische Schutzzollpolitik für das Baselbiet gezeitigt hat.

Ebenso eklatant wie das Emporschnellen der Arbeitslosigkeit ist der Rückgang der Stuhlzahl:

Jahr	1908	im	Kanton	Baselland	3512	Stühle
«	1924	«	«	»	3545	«
«	1925	«	«	«	3238	«
«	1927	«	«	«	2706	«(davon beschäftigt 1639)
«	1928	«	«	«	2153	«(« « 1175)
«	1929	«	«	«	1860	«(« « 1024) *)

Ganz speziell betroffen wurden durch die Krise ausser den Nur-Posamentern die Bauern-Posamenter, diese kleinbäuerlichen Existenzen, welche unbedingt darauf angewiesen sind, ihren Kleinerwerb, den sie aus ihrem Gütchen herauswirtschaften, durch die Seidenbandweberei zu ergänzen. Trotz der Zusicherung der Industriellen, die Arbeit wenn irgend nur möglich den reinen Heimarbeitern oder den kleinsten Bauern-Posamentern zuzuhalten, um wenigstens diese Leute einigermassen vor der Not zu schützen, kam es doch mehr als nötig zu starken Abweichungen von der Zusicherung. Die Gunst oder Ungunst der Visiteure, welche mit der Verteilung der Arbeit betraut waren, spielte häufig eine ausschlaggebende Rolle. Auch andere Faktoren, zum Beispiel die Verschämtheit der Leute, welche ihre Not nicht eingestehen wollten, haben bestimmt auch in vielen Fällen dazu beigetragen, dass bei der Verteilung der Arbeit Bedürftige übergangen wurden. Auf den ersten Blick hin neigt man sehr zur Ansicht, dass die Nur-Posamenter den qualifizierteren Teil der Heimarbeiterschaft darstelle. Handschin schreibt wörtlich darüber: «... Theoretisch sollten nun diese Nur-Posamenter die Elite der Heimarbeiterschaft ausmachen; denn erstens sind sie an keine andere Tätigkeit gebunden und stehen dem Fabrikanten jederzeit zur Verfügung. Zweitens müssen sie ein Interesse daran haben, nur erstklassige Ware abzuliefern, damit sie im Vergleich zu den anderen Heimarbeiterkategorien in der Auftragsvergebung berücksichtigt werden, da sie auf den Erwerb aus dem Posamenten ausschliesslich angewiesen sind und daher von Arbeitslosigkeit besonders schwer betroffen werden könnten.

Studiert man die Verhältnisse, so kommt man aber überraschenderweise zum Schluss, dass in Wirklichkeit diese theoretische Annahme den Tatsachen nicht immer entspricht. In dieser Heimarbeiterkategorie sind nämlich viele unzuverlässige Elemente zu finden, die in Zeiten der Unterbeschäftigung in der

*) Angaben des kantonalen Arbeitsamtes Liestal.

Arbeitsvergebung weniger berücksichtigt werden. Warum heute vielfach gerade diese Elemente es sind, die nicht zu den zuverlässigern Posamentern gehören, erklärt sich aus folgendem Umstand: Der Nutzen eines angegliederten Landwirtschaftsbetriebes ist in den Posamenterkreisen allgemein anerkannt worden. Der tüchtige Heimarbeiter setzte darum sein ganzes Bestreben und seinen Ehrgeiz daran, Grundbesitz und ein geeignetes Oekonomiegebäude zu erwerben, um seiner Erwerbswirtschaft noch eine weitere Erwerbsquelle zu sichern, obschon er, der an das weniger mühsame Posamenten in seiner Stube gewohnt war, die ihm daraus resultierende schwerere physische Arbeitslast auf sich nehmen musste.» Es darf lediglich von der Klasse der Nur-Posamenter behauptet werden, dass sie sich, falls es sich um jüngere Leute handelt, rascher umstellen konnten, da sie neben ihrer Arbeit am Webstuhl nicht noch an den angegliederten Landwirtschaftsbetrieb gefesselt sind.

Hier tritt zum erstenmal die grosse Frage des «was nun?» klar hervor. Die Umstellung war für den Nur-Posamenter sicher die leichtere. Der Bauern-Posamenter dagegen, der an die Scholle gebunden ist, wird zum Zentralpunkt der ganzen Posamenterfrage. Die Expertenkommission wurde hier vor die Alternative gestellt, den Kleinbauern entweder den Rat zu geben, ihren Grund und Boden zu verkaufen und sich der Industrie zur Verfügung zu stellen, oder ihnen Mittel und Wege zu zeigen, wie bei geeigneter Bewirtschaftung aus diesen kleinen und kleinsten Gütchen so viel herausgezogen werden kann, dass die Landwirtschaft einzig und allein zur Erwerbsquelle wird.

Wenn hier das Richtige gefunden wurde, so ist dies eine wirklich grosse soziale und wirtschaftliche Tat. Ob das Experiment, welches jetzt mit den Bauern-Posamentern durchgeführt wird (es handelt sich um die Intensivierung der kleinen Wirtschaften zur vollständigen Selbstversorgung und zur Produktion auf den Markt hin), gelingt, kann nur die Zukunft lehren. Es ist wohl möglich, dass sogar eine weitere Abwanderung zur Industrie nötig werden kann; eine Prognose heute schon zu stellen, ist verfrüht.

Nachdem ein grosser Teil der Heimarbeiterschaft in der Industrie Arbeit gefunden hat, hat sich während der Krisenjahre eine gewisse rückläufige Bewegung, rückläufig im Sinne einer Abkehr von der Industrie zur Landwirtschaft, bemerkbar gemacht. Sicher ist anzunehmen, dass die Nur-Heimarbeiterbetriebe im Vergleich zu den Gemischt-Betrieben seit Ausbruch der Krisenjahre, also seit 1919, stärker zurückgegangen sind. Man geht wohl kaum fehl, wenn man annimmt, dass die Zahl der Betriebe, die der allgemeinen Krise unterlagen, ca. 1000 bis 1200 beträgt. Auf die reinen Posamenterbetriebe mögen davon wohl gut die Hälfte bis zwei Drittel entfallen.

Der Heimarbeiter in der Seidenbandweberei war von jeher wirtschaftlichen Schwankungen ausgesetzt; um so verwunderlicher ist es, wie zähe die Leute auch heute noch, nach diesen ganz schlimmen Erfahrungen die sie durchmachen mussten, an diesem Betriebszweige hängen. Das Einkommen aus der Heimarbeit war nie ein sicheres. Die Heimarbeiterlöhne in der Posamenterie waren stets sehr niedrig. Seit 1918 wurden prozentuale Lohnzuschläge auf die Vorkriegslöhne ausgerichtet, die vorübergehend 100 % betrugen. Im Jahre 1922 setzte jedoch der Lohnabbau bereits wieder ein. Der Zuschlag betrug 1925 noch 30 %. Aus den Gesamtlohnsummen, die an die Heimarbeiter der Seidenbandindustrie zur Ausrichtung gelangten, können die Schwankungen sehr gut beobachtet werden.

Es betragen die Gesamtlohnsummen in den Jahren:

1908	Fr.	2,969,000.—				
1918	«	4,915,000.—	Zuschlag	auf	Vorkriegslöhne	v. Herbst an 50 %
1919	«	3,877,000.—	«	«	«	50—100 %
1920	«	7,802,000.—	«	«	«	100 %
1921	«	7,085,000.—	«	«	«	100 %
1922	«	5,346,000.—	«	«	«	80 %
1923	«	3,724,000.—	«	«	«	50 %
1924	«	3,771,000.—	«	«	«	30 % *)

Das Durchschnittseinkommen eines Heimarbeiters der Seidenbandindustrie betrug somit im Jahre rund Fr. 1100.—, hievon kommen jedoch die Leistungen des Arbeiters für Kraft, Miete, Heizung, Beleuchtung und Reinigung in Abzug, sodass der Durchschnittsverdienst mit Fr. 950.— nicht zu tief bemessen ist. Ein Rechnungsauszug eines bestqualifizierten Heimarbeiters, der einen Höchstlohn bezieht, gibt ein hübsches Bild über die Einkommensverhältnisse:

	Einkommen Fr.	arbeitslose Tage	Durchschnittslohn ohne Abzug der Unkosten bei 12stündiger Arbeitszeit
1912	2099.85	3	Fr. 6.68
1913	1955.40	12	« 6.38
1914	1757.20	6	« 6.16
1915	2242.90	8	« 6.71
1920	2951.20	12	« 11.73
1921	1243.55	187	« 11.64
1922	2866.90	77	« 9.55
1924	1521.35	97	« 7.05 *)

Zum Teil wurden jedoch weit geringere Löhne bezahlt, Durchschnittstagesverdienste von Fr. 3.— kamen noch sehr oft

*) Angaben des kantonalen Arbeitsamtes Liestal.

vor. Dass bei solchen Einkommen die Heimarbeiter, trotz ihrer überaus bescheidenen Lebenshaltung und ihres angestammten, ausgesprochenen Sparsinns kaum das Notwendigste zum Lebensunterhalt in normalen Zeiten verdienten, liegt auf der Hand. Es blieb infolge der Verteuerung auch mit dem 30prozentigen Lohnzuschlag bei regelmässiger Beschäftigung nicht mehr so viel zum Unterhalt übrig, wie in den Vorkriegsjahren.

Leider waren Lohntabellen von den verschiedenen Unternehmungen nicht erhältlich, ebenso wenig lassen die Auskünfte des Verbandes der schweizerischen Seidenindustriellen genaue Schlüsse zu. Immerhin lassen sich aus den Angaben, welche das kantonale Arbeitsamt von Liestal geben konnte, genügend Folgerungen ziehen. Aus diesen Ausführungen geht hervor, wie wenig rosig die Lage der Posamenter, der Heimarbeiter im speziellen, war und zum Teil noch ist.

IV. Kapitel

Die Landwirtschaft der Posamenter

Im vorhergehenden Kapitel wurde darauf hingewiesen, dass mehr als die Hälfte der Heimarbeiter (56,5 %) sich aus Kleinlandwirten rekrutiert. Man stösst hin und wieder auf die irrige Auffassung, dass die Posamenterbauern über eine mehr oder minder ausgedehnte Landwirtschaft verfügen. Wo Heimarbeit und Landwirtschaft verquickt sind, handelt es sich in den weitaus meisten Fällen um ganz kleine Betriebe von 0,5—3,5 ha Land und mit 1—2 Stück Grossvieh.

An dieser Stelle dürfte es angebracht sein, der alten Anschauung, dass die Verbindung von Landwirtschaft und Heimindustrie etwas sehr Gesundes, Schönes, Ideales etc. wäre, nur bedingte Richtigkeit beizumessen. Der schöne Satz vom «Heimarbeiter auf eigener Scholle» hat wirklich etwas Bestechendes; bei näherer Betrachtung der Dinge erhält dieses «Idealgebilde» immerhin doch ein etwas anderes Aussehen*). Die Grundlage jeder richtigen Kritik ist Objektivität, und so soll bei dieser Gelegenheit die Rede nicht nur von den Vorteilen der gemischten Betriebsform sein, sondern auch die Nachteile sollen gebührend Beachtung finden.

Die Verbindung von Landwirtschaft und Heimindustrie fesselte den Heimarbeiter an sein Heim, an den Boden, und verhinderte die Abwanderung der überschüssigen Bevölkerung. Die relativ dichte Besiedelung des oberen Baselbiets wäre wohl ohne Verbindung von Landwirtschaft und Heimindustrie nicht denkbar. Anderseits war aber gerade die Seidenbandweberei als Heimarbeit dem Fortschritt im Landwirtschaftsbetrieb in vielen Fällen hinderlich, da die Natur dieses Industriezweiges die Heimarbeiterschaft im allgemeinen zu sehr in Anspruch nahm.

Sehen wir uns in der Geschichte der Seidenbandindustrie im Kanton Baselland um, so stossen wir recht oft auf immer dieselben Klagen, welche darauf hinausgehen, dass die Heimarbeit die Landwirtschaft verkümmern lasse. Zu Zeiten guter Konjunktur der Seidenbandindustrie kam es sogar vor — in einer agrikolen Landschaft mag es etwas komisch klingen — dass junge

*) Es handelt sich bei unsern Ausführungen ausschliesslich um die Verhältnisse in der Seidenbandindustrie im Kanton Baselland.

Leute auf einen «Stuhl» hin heirateten, d. h. die materielle Grundlage einer ehelichen Verbindung bildete der Webstuhl. Den dennoch notwendigen kleinen Landwirtschaftsbetrieb versuchte das junge Paar sich nach und nach aus ihren Ersparnissen hinzuzukaufen. Lassen wir die Geschichte sprechen, so hören wir auch die Klagen. Es schrieb der Basler Christ im Jahre 1764: «Der Bauer setzt sich lieber an den Posamenterstuhl, als dass er das Land bebaut.» Ferner schrieb im Jahre 1805 ein Fachmann: «Der Landbau und die Viehzucht, das eigentümliche, der Natur und Beschaffenheit des Landes entsprechende Gewerbe, leidet durch das Posamentieren am meisten, denn selten findet sich ein bei den Posamentierern erzogener Mensch stark und aufgelegt genug, den schweisstreibenden Kampf mit dem Karste gegen den steinigen Boden zu bestehen*) Ein unbekannter Schriftsteller schildert die Zustände um das Jahr 1800 folgendermassen: «Wenn zwei junge Landleute heiraten, so rechnen sie mit ihrer eigenen Stärke, den nervigen Armen, auf Taglohnverdienst. Von ihren Eltern bekommen sie Kleidung, Bett und Kasten und sonst etwas wenigen Hausrat, aber keine Ehesteuer. Das junge Paar erhält eine Rütine Land, reisst sich durch und erwirbt nach und nach einige Grundstücke, bis ihnen die Eltern ihre Güter abtreten oder sie durch deren Tod die Erben werden*).»

Ganz bestimmt verdankt der Kanton Baselland wiederum die Zunahme der Bevölkerung in den abseits gelegenen Juratälern nicht zuletzt der Heimindustrie, denn die Landwirtschaft allein wäre gar nicht in der Lage, die Bevölkerung ernähren zu können, da eine Erweiterung der Aufnahmefähigkeit der Landwirtschaft für die dortige Bevölkerung bei der üblichen, nur mässig intensiven Bewirtschaftung des Grund und Bodens ein Ende gefunden hat.

Es ist richtig, dass die Heimindustrie überall dort Fuss fasste, wo die Landwirtschaft nur mässig intensiv betrieben wird und wo die Voraussetzungen für die Einführung irgend einer andern guten Industrie fehlen. Gerade in den Heimarbeiterbezirken fehlen diese Grundlagen; deshalb musste die Bevölkerung zur Seidenbandweberei greifen, da ja die Landwirtschaft sie nicht mehr tragen konnte, wenn eben dieses «Zuviel» an Menschen nicht abwandern wollte.

Wo intensiver Landbau betrieben wird schlug die versuchte Einführung von Heimindustrie stets fehl**). Die Einführung der Heimarbeit im Markgräflerland, also in den rechtsrheinischen deutschen Gebieten von Basel bis Freiburg, scheiterte an der Intensität der dortigen Landwirtschaft. Die Weinbauern des Kandertales und von Müllheim erwiesen sich als sehr

*) Dr. Thürkauf E. «Verlag und Heimarbeit in der Basler Seidenbandindustrie», Stuttgart, 1909.

**) Vgl. Weyermann M. R. «Das Verlagssystem der Lauschaer Glaswarenindustrie und seine Reformierung», 1902.

schlechte Heimarbeiter*). In gewissen Teilen des Baselbietes hingegen, wo die Intensivierung der Landwirtschaft durch die ungünstigen geographischen und Siedlungsverhältnisse vielerorts erschwert wird, wurde die Heimindustrie fast als ein Geschenk des Himmels betrachtet.

Da die Seidenbandindustrie eine typische Mode- und Saisonindustrie ist und den Heimarbeiter an den Stuhl bindet, meist gerade dann, wenn die Landwirtschaft ihn nötigerweise brauchte, so resultiert daraus, dass der kleinbäuerliche Betrieb mehr schlecht als recht bewirtschaftet wird. In den typischen Posamentergegenden des Baselbiets konnte vielfach eine geringe Intensität des Landbaues parallel zur Ausbreitung der Seidenbandweberei beobachtet werden. Sehr verwunderlich ist dies wiederum nicht; die Arbeit am Stuhl in einem geschlossenen Raume ist natürlich, verglichen mit der Arbeit auf dem Felde, die bedeutend angenehmere. Besonders tritt dieser Umstand in Erscheinung, da mit der Elektrifizierung des Antriebes der Webstühle die Arbeit des Posamentens fast zur reinen Kontrolitätigkeit geworden ist, also sehr wenig körperliche Anstrengung erheischt. Dem Posamenter ist es einesteils nicht zu verargen, wenn er deshalb in vielen Fällen die Landwirtschaft, welche ein kräftiges Zupacken verlangt, langsam, doch mehr und mehr vernachlässigte und sie zum reinen Nebenverdienst werden liess. Es ist dies nicht nur ein allgemein menschlicher Zug, sondern ein physikalisches Gesetz, dass immer der Weg des geringsten Widerstandes eingeschlagen wird. Die angenehmere, in jeder Beziehung leichtere Arbeit am Webstuhle hat einerseits dazu geführt, dass sich die Juradörfer des Baselbietes vergrössern konnten; anderseits jedoch hat die gleiche Arbeit viele Posamenter der Landwirtschaft entfremdet.

Wer die Baselbieter Dörfer kennt, weiss, dass das Gedrängtwohnen üblich ist. Der Kleinbauer wohnt im Dorfe und nur selten auf Höfen. Im Laufe der Zeit erfuhr die Bauart der Häuser durch die Posamenterie eine gewisse Veränderung. Es wurde stets einer der Räume zur Webstube, d. h. dieses Zimmer wurde besonders gross gehalten, sogar oft auf Kosten der übrigen Räumlichkeiten; häufig ist der Arbeitsraum zugleich auch Schlafzimmer. Man findet in den Baselbieter Dörfern auch sehr oft, dass ein Haus von mehreren Parteien bewohnt ist. Die Scheunen und Ställe werden häufig von einigen Klein-Bauern zugleich benutzt, was an und für sich eine ganz nette rationelle Lösung zur rentableren Gestaltung der Kleinbetriebe bedeutet. Nachteilig wirkt sich diese Zusammenlegung aus, als eine Verselbständigung sehr erschwert wird.

Es ist im Baselbiet eine wohlbekannte Erscheinung, dass die Höfe in sehr vielen Fällen nicht von einheimischen, sondern von

*) Bernhard H. «Gutachten der Schweiz. Vereinigung für Innenkolonisation. . .».

Berner Bauern bewirtschaftet werden. Diese Beobachtung können wir immer und immer wieder machen, wir brauchen uns nur die Mühe zu nehmen, bei den Höfen anzufragen, wenn uns der Weg einmal in die Baselbieter Höhentäler und Juradörfer führt. Die Hofbauern gelangen auch meist zu einem gewissen Wohlstand, weil sie sich ausschliesslich mit der Landwirtschaft befassen und dank der grossen Vorteile des arrondierten Besitzes.

Kehren wir nun in die Dörfer zurück und befragen wir die Leute, ob sie nicht lieber einen Hof bewirtschaften würden, so wird sich sogleich die Frau des Hauses in die Sache mischen, und, während der Bauer noch überlegt, einem erklären, dass sie nicht auf einen Hof hinausginge. Es wäre ihr zu einsam und zu mühsam. In sehr vielen Fällen kapituliert der Bauer gleich nach der so kategorischen Erklärung seiner Ehehälfte. Selbstredend sind die Anforderungen, die an einen Hofbauer gestellt werden, etwas höhere als die eines Posamenterbauern. Das Gefühl der Vereinsamung mag einen gewissen Einfluss haben, und dass es gerade die Frau ist, die darunter, wenn sie das Dorfleben gewöhnt ist mehr leidet, kann verstanden werden. Jedenfalls würde man bei einem Versuch, Dorfbauern auf Höfe zu versetzen, mit einem starken Widerstand rechnen müssen.

Recht eigentümlich berührt uns, wie ländlich, bäuerlich im Denken und Handeln der Heimarbeiter geblieben ist. Trotzdem die Seidenbandindustrie seit Generationen Fuss gefasst und den Fortschritt in der Landwirtschaft vielfach erschwert hat, der Heimarbeiter blieb im Innern mit der Scholle eng verwachsen. Fast ein jeder strebte darnach, mit der Zeit in den Besitz einiger Aeckerlein zu gelangen und sich so langsam eine kleine Bauernwirtschaft als weitere Grundlage seiner Existenz zu sichern. Der Landhunger, ein typischer Wesenszug des Bauerntums, dieses ewig bäuerliche Streben nach Vergrösserung des Landbesitzes, tritt auch beim Heimarbeiter stark hervor und wird zu einem Charaktermerkmal. Trotzdem ist es schwierig, hier, vor dem Phänomen des Landhungers, das treibende Moment mit Genauigkeit zu erfassen. Einerseits kommt in Betracht der im Blute vererbte, durch Generationen gezüchtete und anerzogene Wesenstrieb, und anderseits die unterbewusste Gewissheit, dass es mit der Heimindustrie doch einmal aufhören könne und man sich deshalb bei Zeiten vorsehen müsse. Wahrscheinlich lässt sich dieses starke Streben nach Vergrösserung des Landbesitzes auf diese mehr psychologischen Momente zurückführen, denn der Posamenter selbst kann einem die Frage nicht beantworten. Die Landgier, das Streben nach Landbesitz unserer Heimposamenter, die zum Grossteil die Gewohnheit pflegen und pflegten, ihre Bareinnahmen der Arbeit am Webstuhl sogleich in Grund und Boden anzulegen, musste aber zu einer Preissteigerung des Bodens in den Posamentergegenden führen. Die Landpreise in den Posamentergegenden sind aus diesem Grunde im allgemeinen sehr

hoch. Dr. Bernhard schreibt darüber: «... der Posamenter erkauft sich seine bäuerliche Existenz im Streben nach dem unabhängigen Heimarbeiterleben im allgemeinen zu teuer». Auch für den Posamenter selbst wirkt sich sein Landhunger ungünstig aus. Bei der Art der Bodenbebauung, die nicht als sehr fortschrittlich zu bezeichnen ist, wird durch die Preistreiberei eine Diskrepanz zwischen dem, was der Posamenter aus dem Boden zieht, also dem Ertrage und dem bezahlten Preise geschaffen. Der Reinertrag bei hohem Bodenpreise muss ja bei gleichbleibender Intensität der Bebauung fallen; theoretisch muss sogar der Moment eintreten, wo der Reinertrag im umgekehrten Verhältnis zum bezahlten Bodenpreise steht. Der Heimarbeiter, der durch seine Bargeldeinnahmen aus der Seidenbandweberei eher in die Lage kommt, sich Land zu kaufen und verzinsen zu können — in manchen Fällen begnügt er sich mit dem letzteren — schafft durch diesen Umstand ein wirkliches Missverhältnis zwischen Ertrags- und Verkehrswert.

Die Auswirkung dieser Ueberzahlung des Bodenpreises als Resultante des Landhungers schafft jedoch nicht bloss für den Heimarbeiter und seine Genossen eine ungünstige Lage, sondern auch für den Berufsbauer. Der Bodenpreis, den der Posamenter bezahlt, wird zum Preise des Bodens überhaupt, gleichsam zum Wertmesser für den Boden der ganzen Umgebung. Der Berufsbauer muss nun ebenfalls diese höheren Bodenpreise bezahlen, wenn ihm daran liegt, seinen Besitz zu vergrössern. Nur Zeiten der Konjunktur in der Seidenbandindustrie haben es dem Berufsbauern ermöglicht, selbst dorfnahe Parzellen zu einem vernünftigen Preise zu erstehen *).

Unsere Posamenter sind also in der Lage, durch ihre Bargeldeinnahme auch «überzahltes» Land zu erwerben, resp. die Zinsen für das Land aufzubringen, und wenn Gott will, selbst in langen Jahren die Schuld langsam abzutragen. Weil er aber wiederum aus dem Boden gerade nur so viel herauswirtschaftet, als er in seiner eigenen Wirtschaft konsumiert, die Selbstversorgung demnach im Vordergrund steht, so hat ihn sein Erwerb aus der Seidenbandweberei verführt, seine Position wohl scheinbar zu verbessern, in Wirklichkeit vielleicht aber zu verschlechtern. Nun braucht nur eine Krise auszubrechen und die ganze kleine Herrlichkeit fällt zusammen. Die Bargeldquelle fehlt, der Zins für das Gütchen kann nicht aufgebracht werden, da der Ertrag aus der kleinen Bauernwirtschaft viel zu klein ist, um als Ersatz für die Seidenbandweberei auftreten zu können. Der scheinbare Wohlstand der Posamenterbauern hat diese Leutchen in vielen Fällen eigentlich zur Aufnahme fremden Geldes verführt; solange die Seidenbandindustrie florierte, konnten sie die Zinsenlast tragen, doch im Momente der Krise wurde den Heimarbeitern gleichsam

*) Dr. Bernhard, H. «Gutachten».

durch den Ausfall der Bareinnahmen das Rückgrat genommen, und das Débacle brach ein. Die Verschuldung der Kleinbauernwirtschaften in den Heimarbeiterbezirken ist in hohem Grade auf diesen Umstand zurückzuführen.

Der Grundbesitz der Posamenterbauern ist stark parzelliert, und meist liegen die verschiedenen Aecker und Wiesen in der ganzen Gemarkung zerstreut. Die starke Parzellierung findet wohl ihre Ursache in der Art der Ansiedelung und in der üblichen Erbweise. So sind, um ein Beispiel anzuführen, dem Verfasser die Verhältnisse in Oberwil (allerdings im unteren Baselbiet gelegen) gut bekannt. Es kommt nicht selten vor, dass ein kleines Aeckerchen oder Wieslein drei bis vier, selbst noch mehr Erben angehört. Als spezieller Fall möge dienen ein Streifen Land von 3 m Breite und 50 m Länge (1,5 a), der infolge von Erbgang in den Besitz dreier verschiedener Familien gelangte. Im oberen Kantonsteil kommen ähnliche Fälle vor. Eine solche Erbteilung, die ad absurdum führt, ist nicht gerade dazu angetan, die Herbeiführung gesunder Verhältnisse zu beschleunigen. Sie trägt den einzelnen Erben nichts ein und der ganzen Erbverwandtschaft erst recht nichts und verunmöglicht in hohem Masse die Bildung von rationellen Wirtschaften.

Dieses Verstreutsein der verschiedenen Parzellen in der ganzen Gemarkung hat den grossen Nachteil, dass dadurch die Bewirtschaftung gewaltig erschwert und häufig auch das Interesse an der Wirtschaft herabgesetzt wird.

Durch die Heimarbeit sank die Landwirtschaft zum Nebenerwerb hinab und liess oft den Posamenter zum richtigen Gelegenheitslandwirt werden. So verwundert es uns auch gar nicht, zu hören, dass es sogar sehr häufig geschieht, dass der Bauern-Posamenter seine entlegene Parzelle einem Hofbauern pachtweise überlässt.

Der Kleinlandwirt der Posamentergegenden erblickte in seinem Gütchen richtigerweise eine Hilfsquelle zur Sicherstellung seiner eigenen Bedürfnisse, nur reichten auch hier oft die Zeit, die Kenntnisse und meist die Kapitalien nicht genügend aus zur wirklichen rentablen Gestaltung dieser Erwerbsquelle. Wohl werden auch die Früchte des Bodens, wenn der Hausbedarf gedeckt ist, zu Markte gebracht; jedoch von einer Produktion für den Markt kann im allgemeinen nicht die Rede sein, weil diese Art der Produktion ein wirkliches planmässiges Vorgehen verlangt, und gerade dieses Merkmal fehlt der ganzen Landwirtschaft der Bauern-Posamenter.

Gleich zu Anfang dieses Kapitels wurde darauf hingewiesen, dass der Gutsbesitz im allgemeinen ein sehr kleiner ist und bei dem jetzigen Grade der Intensität der Bewirtschaftung an der Grenze der Ertragsfähigkeit anlangte, zum Teil sogar diese nicht einmal erreichte. Dem Innenkolonisationskataster der

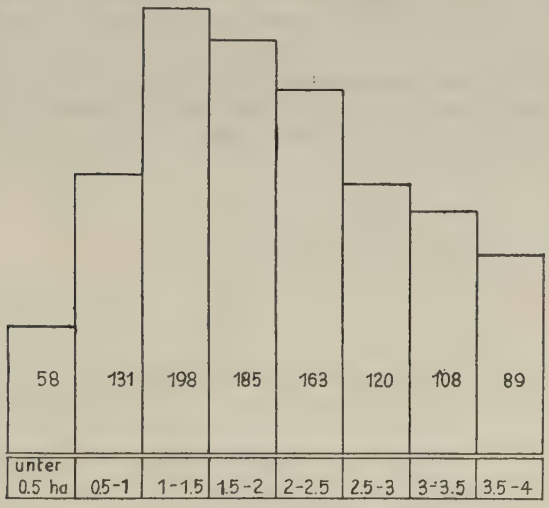
Schweizerischen Vereinigung für Innenkolonisation und industrielle Landwirtschaft sei folgende Aufstellung entnommen:

Posamenterbetriebe nach Grössenklassen

unter ha	0,5	0,5-1	1-1,5	1,5-2	2-2,5	2,5-3	3-3,5	3,5-4
Betriebe	58*)	131	198	185	163	120	108	98

Betrieb total (0,4—4 ha) = 1052.

Noch anschaulicher wirkt die graphische Darstellung.



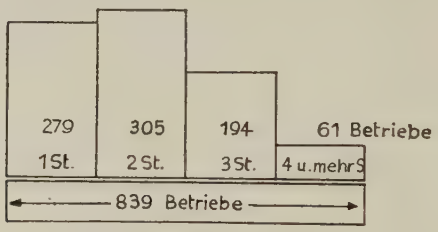
BETRIEBE NACH GRÖSSENKLASSEN
Total 1052 Betriebe

Am stärksten vertreten ist demnach die Betriebsgrösse von 1—1,5 ha Land. 383 Betriebe oder 43 % aller Wirtschaften von 0,5—4 ha haben eine Grösse von nur 1—2 ha.

Da es sich, wie man aus dieser Aufstellung klar entnehmen kann, nur um sehr kleine Güter handelt, so sind die Leute darauf angewiesen, ihren Landhunger auch anders als durch Kauf stillen zu können. Die Posamentergemeinden zeichnen sich im allgemeinen von den Gemeinden des untern Kantonsteils durch ihren Besitz sehr grosser Flächen von Allmend aus. Die gesamte Kulturfläche im Besitz der Bürgergemeinden beträgt im

*) Die Zahl der Betriebe unter 0,5 ist nicht ganz genau, da bei der betr. Erhebung nicht alle gezählt wurden. Jedoch sind sie von untergeordneter Bedeutung und fallen als Bauernwirtschaften eigentlich nicht in Betracht.

Baselland 1665 ha, das sind 6,2 % des Totals der landwirtschaftlich genutzten Bodenfläche des Kantons *). Und hier in den Posamentergegenden erhebt nun der Heimarbeiter, wenn er Bürger der betreffenden Gemeinde ist, Anspruch auf Zuteilung und Nutzung des Bürgerlandes. Von der Möglichkeit, das Bedürfnis an Land billig befriedigen zu können, wird im allgemeinen gut Gebrauch gemacht. Was sich aber hier wieder ungünstig auswirkt, ist der Umstand, dass das Korporationsland, die Allmend, oft in der äussersten Gemarkung liegt. Ebenfalls treffen wir wieder auf die Erscheinung, dass der Nutzniessungsberechtigte sein Land aus diesem Grunde gegen die Bezahlung einer Pachtsumme einem Hofbauern überlässt. Der Zweck der Zuteilung ist dadurch eigentlich verfehlt, aber er ist einesteils wiederum verständlich. Man kann von Leuten, die an den Webstuhl gebunden waren, verstehen, dass es sie wenig reizte, irgend ein Feld auf einem verlorenen Flurzipfel selbst zu beackern. Gerade heute, wo sich eine starke Abwanderung in die Industrie immer mehr und mehr bemerkbar macht, wird diese Tatsache noch verzeihlicher.



RINDVIEHHALTUNG

Wie der Landbesitz ein kleiner ist, so geht auch der Viehbesitz im allgemeinen nicht über 1—2 Stück Grossvieh hinaus. Das Nutzvieh dient ebenfalls vor allem der Selbstversorgung. Da die Posamenter durchschnittlich nichts weniger als kapitalkräftig sind, so ergibt sich auch, dass die Qualität des Nutzviehs meist als nicht die beste bezeichnet werden darf. Der Posamenter stellt auch keine besonders hohen Ansprüche an seine Milchkühe, teil aus Unkenntnis und wohl zum grösseren Teil seiner Abhängigkeit vom Viehhändler wegen. Abhängig ist er vom Viehhändler infolge seiner zu kleinen Kapitalien, Barmittel. Was auch noch qualitätsvermindernd auf die Viehhabe wirkt, ist der Umstand, dass der Kleinbauer seine Kuh häufig zu lange nutzt und sie manchmal auch zuviel als Zugtier verwendet. Doch geniesst er, was die sonstige Behandlung seines Viehs anbelangt, einen guten Ruf. Trotz all dem hat die Haltung von Grossvieh im Laufe der Jahre auch bei den Posamentern

*) Nach Angaben des «Gutachten» von Dr. Bernhard.

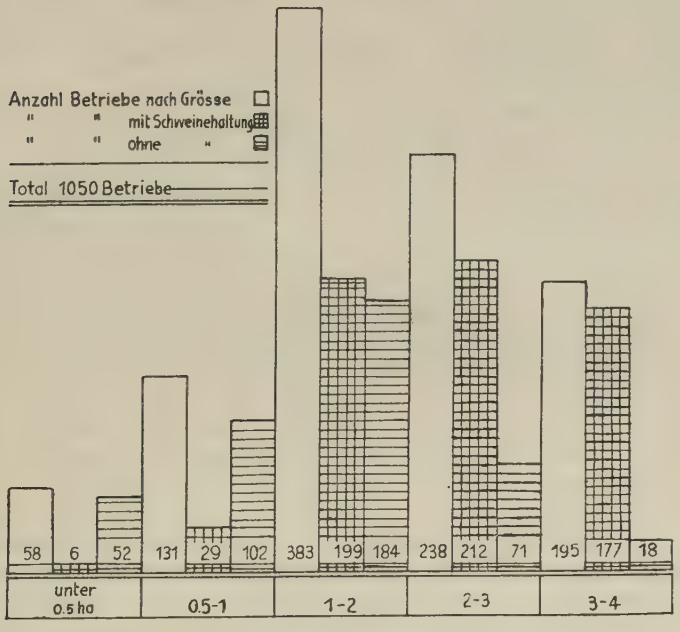
mehr und mehr Bedeutung erlangt, während die Haltung von Ziegen, der Milchproduzentin der Zwergwirtschaft, nicht nur relativ, sondern auch absolut im ganzen Kanton zurückgegangen ist. Die Erhebung der Expertenkommission betreffend die Neugestaltung der Bauernbetriebe der Posamenter im Kanton Baselland vom Dezember 1927 gibt eine genaue Uebersicht.

Betriebe von 0,5—4 ha Gutsgrösse mit Grossvieh

279 Betriebe mit je 1 Stück Rindvieh (Milchkuh)
305 « « « 2 » » « } oder
194 « « « 3 « « « } Rindvieh
61 « « « 4 « « « } über 2 Jahre

195 Posamenterwirtschaften oder 18,5 % der ermittelten Betriebe weisen überhaupt keine Rindviehhaltung auf.

Schweine, die besten Verwerter der Abfälle der Haushaltung, werden von der Mehrzahl der Posamentenbauernschaft gehalten. Die bereits erwähnte Erhebung zeitigte folgendes Resultat:



HALTUNG VON SCHWEINEN

Deutlich sichtbar aus der graphischen Darstellung wird, dass die Haltung dieses Tieres erst bei einer Gutsgrösse von 3—4 ha allgemein üblich wird. Was die Leute zum grossen Teil abhält, Schweine zu halten, ist die mangelnde Kapitalkraft. Eine kleine

Rolle mag auch die Mehrarbeit spielen, welche die Haltung solcher Tiere bedingt. Die Grundursache ist aber — wie bereits gesagt — auf den Mangel an Barmitteln zurückzuführen. Eine richtige Aufzucht von Schweinen bedingt Futterkäufe, da der eigene Betrieb zu wenig verwertungsfähige Abfälle gibt. Im gesamten spielt die Haltung von Schweinen eine eher etwas untergeordnete Rolle.

Nutzgeflügel, Hühner, werden fast durchwegs gehalten und zwar durchschnittlich 6—10 Stück. Auch das Federvieh dient vor allem der Selbstversorgung, während für den Markt im allgemeinen nicht produziert wird. Die Verhältnisse, besonders im Dorfe, in welchem diese Tiere leben müssen, sind im grossen ganzen eher ungünstige und wirken ebenfalls produktionsvermindernd.

Dem Obstbau kommt, ausser bei den Kirschen, weniger Bedeutung zu. Die Bäume, wenn sie auch gute Erträge abwerfen, liefern häufig noch keine Qualitätsware, sodass wohl ein grosser Teil des Obstes anstatt auf den Markt in die Mosterei wandert, was sicher eine weniger rentable Verwertung bedeutet als der Verkauf als Tafelobst. Gemüse wird sozusagen nur für den Eigenbedarf gepflanzt.

Fasst man das ganze Kapitel kurz zusammen, so ergibt sich folgendes Gesamtbild:

Der Posamenter, welcher sich meist durch einen ausgeprägten Sparsinn, gepaart mit einer grossen Genügsamkeit, auszeichnet, ist sich einerseits seiner bäuerlichen Abstammung noch stark bewusst und hängt an seiner Heimat. Die Einführung der Seidenbandweberei als Heimarbeit hielt die Menschen in ihrer Gegend fest und übervölkerte in gewissem Sinne unsere Oberbaselbieter-Dörfer. Da der Urtrieb zur Scholle ein Charakterzug dieser Menschen ist, wurde der Boden zu knapp und zu teuer. Die Heimarbeit entfremdete die ländliche Bevölkerung zum Teil ihrer eigentlichen Berufung und liess sie häufig zu Gelegenheitslandwirten werden, d. h. der Bebauung des Landes kam untergeordnete Bedeutung zu. Dem kleinen Bauernanwesen, welches man sich neben der eigentlichen Arbeit hielt und halten musste, kam im Wesentlichen nur noch die Rolle zu, ein gewisses Minimum an Selbstversorgung zu sichern und mangels Zeit, Kapitalien und Kenntnissen konnte sehr oft auch diese bescheidene Anforderung nicht erfüllt werden. Im Moment des Ausbruches der Krisenjahre musste infolgedessen die breite Bevölkerungsschicht der Heimarbeiter der Bauern-Posamenter stark geschädigt werden. Die Verbindung von Heimarbeit und Landwirtschaft erwies sich demnach in unserem Falle nichts weniger als ideal (wir betonen nochmals, dass wir mit unseren Ausführungen über die Verbindung von Heimarbeit und Landwirtschaft nur die Verhältnisse in der Basler Seidenbandindustrie vor Augen haben und kein allgemein gültiges Werturteil über diese Verbin-

dung abzugeben beabsichtigen), denn gerade in der Not zeigte sich, dass diese Verbindung nicht einen so festen Rückhalt zu geben vermochte, wie man vielfach geglaubt hatte.

Dr. Bernhard schreibt darüber: «Solange der gewerbliche Betrieb, die Heimarbeit, Arbeitsgelegenheit bezw. Bargeld verschafft, ist es vom rein betriebswirtschaftlichen Standpunkt nicht im Interesse des Heimarbeiters, in den Boden mehr Arbeit als notwendig hineinzustecken. Statt nach einer Forcierung wird deshalb der Heimarbeiter viel eher nach dem Verdienst aus der Heimarbeit trachten. Das Ergebnis dieser Einstellung von rund 1000 Betriebsleitern der Kleinbauernwirtschaften für das Baselbiet ist die relativ sehr geringe Beteiligung an der landwirtschaftlichen Produktion für den Markt.»

Die ganze prekäre Lage der Heimarbeiter benötigte den Eingriff der Staatsgewalt zur Behebung der eingebrochenen Not. Die Massnahmen der Regierung und der von ihr mit Aufgaben betrauten Stellen finden im folgenden Kapitel ihre Beachtung.

V. Kapitel

Die Massnahmen der Regierung des Kantons Baselland und die Vorschläge der verschiedenen Kommissionen zur Verbesserung der Existenzverhältnisse der Heimarbeiterschaft

Dass die Krise in der Seidenbandindustrie die krassen Formen annehmen würde, wie wir sie aus den vorhergehenden Ausführungen kennen lernten, war nicht vorauszusehen. Wenn auch schon in den Jahren 1919—1925 der Staat resp. die betreffende amtliche Stelle zur Ausrichtung von Unterstützungen schreiten musste, so hoffte man doch stark, dass nach Ueberwindung der ersten Nachkriegszeit wieder ein neuer flotter Zug in die Seidenbandweberei kommen werde und damit Massnahmen grösseren Umfanges zur Unterstützung von Heimarbeitern umgangen werden könnten. Die Krise von 1925 zerstörte diese Hoffnungen völlig und erheischte ein aktives, intensives Eingreifen der Staatsgewalt. Wenn der Staat verhältnismässig erst spät nach aussen hin eingriff, so war es doch keinesfalls zu spät, und es geschah mit guter Zuversicht auf das Gelingen seines Werkes.

Unter den verschiedenen Arten der staatlichen Intervention ist vielleicht die moralisch am ungünstigsten wirkende die Verausgabung von Unterstützungsgeldern zu Konsumtionszwecken. Von einer solchen Unterstützung wurde, ausser wo es nicht anders ging, Umgang genommen; denn man war sich der Gefahr voll bewusst, welche ein solches Zuhilfekommen mit sich bringt. Einerseits wirkt eine solche Unterstützung lähmend und ertötend auf den gesunden Selbsterhaltungstrieb und auf die Initiative, und anderseits lässt sie in den betreffenden Kreisen den Gedanken entstehen, im Staate eine Art von Wohltätigkeitsinstitut zu erblicken. Vor allem hiess es nun Arbeitsmöglichkeiten schaffen, damit einmal die Staatskasse nicht unnötigerweise allzu sehr beansprucht werde, und, wenn schon der Kanton durch die Lage finanziell engagiert wurde, wenigstens etwas Produktives geleistet werde. etwas, was der Allgemeinheit zu Nutzen komme. Kurz, eine der ersten Massnahmen war die Einleitung von Notstandsaktionen. Man liess sich bei dieser Aktion von richtigen verkehrspolitischen Grundsätzen leiten und griff zu Strassen-

bauten, resp. Korrektionen von Strassen, die dem heutigen Verkehr nicht mehr gewachsen waren. Anderseits stellte man sich auf den Standpunkt, dass gerade in den Heimarbeiterbezirken die Verbindungen unter den verschiedenen Talschaften, wenn richtig ausgebaut, bestimmt auch den Verkehr zwischen hüben und drüben beleben werden, und dass somit durch die Schaffung besserer Kommunikationen auch Möglichkeiten für das Fussfassen neuer Industrien geschaffen würden. Man setzte den Hebel wirklich an richtiger Stelle an, und wenn heute eine Reihe neuer Industrien in den Posamentergegenden Einzug gehalten hat, so mag auch auf diese Massnahmen ein gewisser Anteil entfallen.

Es ist selbstverständlich, dass der Kanton allein diese Massnahmen nur schwerlich hätte treffen können, ohne die Inanspruchnahme von Bundesmitteln. Der Bund stellte Mittel von rund Fr. 700,000.— zur Verfügung, d. h. ca. 50 % der zur Ausführung dieser Notstandsaktionen nötigen Mittel. Mit diesem Bundesbeitrag wurden nur Strassenkorrektionen durch den Kanton ausgeführt. — Die Gemeinden, welche ebenfalls berechtigt waren, Notstandsarbeiten durchzuführen, konnten in vielen Fällen dieselben mangels der notwendigen Mittel nicht durchführen. Zum Teil waren die bereitgestellten Mittel durch frühere Arbeiten bereits aufgezehrt, anderseits war der Steuerrückgang in vielen Gemeinden derart beträchtlich, als dass man noch daran hätte denken können, grössere Arbeiten auszuführen. Das Gleiche gilt auch von den Bürgergemeinden, welche durch das rapide Anwachsen der Armenlasten sich ausserstande gesetzt sahen, grössere Arbeiten zu vergeben.

Bedauerlich ist, dass die längst nötige Verbindung Liestal-Arlesheim, die projektiert war, nicht zur Ausführung gelangte. Durch diese kurze Verbindung wäre ein schon seit Jahren erwünschtes Postulat verwirklicht worden und hätte sich bestimmt auch zu Gunsten des oberen Kantonsteiles sowohl wirtschaftlich als auch politisch ausgewirkt. Das untere Baselbiet, der Bezirk Arlesheim mit seiner starken Industrie, hätte sicher Leute aufnehmen können. Anderseits wäre der etwas lose Kontakt mit dem untern Kantonsteil zu einem engeren geworden. Der Gegensatz zwischen dem Bezirk Arlesheim, welcher immer mehr zur Stadt hin tendiert, und den oberen Bezirken des Kantons wäre durch eine gute Verbindung sicher herabgemindert worden. Der Wiedervereinigungsgedanke der beiden Halbkantone Stadt und Land, der besonders im dicht bevölkerten untern Kantonsteil sich bald gänzlich eingebürgert hat, hätte auch im obern Teil des Baselland mehr Ausbreitung erfahren, wenn dank einer guten Verbindung ein besserer Kontakt zustande gekommen wäre. Ein Gegner der Wiedervereinigung wird vielleicht das Gegenteil behaupten und sagen, die Ausbreitung des Gedankens wäre dadurch auch unterdrückt worden. Sei dem nun wie es

wolle, wir möchten jedem über diesen Punkt seine eigene Anschauung lassen und von diesem kleinen Exkurs in ein ganz anderes Gebiet, wieder zu unserm eigentlichen Thema zurückkehren. Sicher ist nur, dass diese Verbindung längst erwünscht ist und bei jener Gelegenheit hätte verwirklicht werden sollen.

Die Ausführung der Notstandsarbeiten erstreckte sich jedoch nicht bloss auf den Aus- und teilweisen Neubau von Strassen, sondern es wurden daneben auch kleinere Arbeiten, wie Boden entwässerungen, Reservoiranlagen, der Bau von Waldwegen und Feldregulierungen in Angriff genommen. Die Hochwasserkatastrophe im Waldenburger- und Diegtertal vom Jahre 1926 machte gleichfalls Korrektionen der kleinen Flüsse notwendig, welche wiederum einer Reihe von Arbeitslosen zu Nutzen kam. Diese Arbeiten dauerten bis in das Jahr 1929 und sind auch heute noch nicht abgeschlossen; ebenso werden ständig Strassenkorrektionen als ausserordentliche Massnahmen durchgeführt.

Es wurde schon des öftern auf die missliche Lage hingewiesen, in welche die Posamenter, die Heimarbeiter, durch die Krise vom Jahre 1925 gekommen sind. Die Leute standen angesichts des plötzlichen Ausfalls des Erwerbes aus der Seitenbandweberei sozusagen vor dem Nichts; denn ihre kleinen Ersparnisse waren zum grössten Teil durch die schlechten Jahre ab 1919 aufgezehrt. So konnten begreiflicherweise die Heimarbeiter nicht mehr ihren Verpflichtungen dem Staate gegenüber nachkommen. Um den Posamentern ihr Los so leicht als möglich zu machen, griff man zu zwei Vorkehren: 1. war man den Steuerschuldnern gegenüber ein geduldiger Gläubiger und gewährte bedeutende Reduktionen, wenn nicht gänzlichen Erlass, und 2. passte man sich der neuen Lage durch jährlich neue Taxationen an, wodurch eine gewisse Elastizität in das sonst ziemlich starre Steuersystem kam.

Die Industriellen der Seidenbandindustrie, selbst in hohem Grade geschädigt, gaben der Regierung die Versicherung ab, im Rahmen des Möglichen bei der Verausgabung von Arbeit in Heimbetriebe vor allem diejenigen Leute zu berücksichtigen, die ausschliesslich auf den Erwerb aus der Heimweberei angewiesen sind. Es handelte sich hierbei meist um Leute, vor allem Frauen, die zu alt waren, um noch in irgend einem andern Industriezweig Aufnahme zu finden. So schätzenswert dieses Angebot auch war, es kam ihm leider infolge der ganz schlechten Marktverhältnisse bloss untergeordnete Bedeutung zu. Hier musste dann die geschaffene Krisenkasse, von welcher weiter unten noch speziell die Rede sein wird, helfend eingreifen.

Dass besonders Frauen und Mädchen stark durch den Umschwung auf dem Markte betroffen wurden, ist sicher klar und braucht keiner besonderen Auseinandersetzung. Für Männer ist es in gewissem Sinne leichter, sich Arbeitsmöglichkeiten zu beschaffen, da auch physisch an sie grössere Anforderungen gestellt werden konnten. Man sah deshalb vor, besonders für Mäd-

chen spezielle hauswirtschaftliche Kurse durchzuführen, um ihnen damit die Möglichkeit zu geben, sich im Haushalt richtig betätigen zu können, um später in häusliche Dienststellen zu treten oder im Hotel- und Gastwirtegewerbe Unterschlupf zu finden. Die Kurse, die unentgeltlich auf Staatskosten durchgeführt wurden, fanden allgemeinen Anklang und wurden gut besucht. Doch der Endzweck, die Umschulung der weiblichen Arbeitskräfte für die genannten Berufe, wurde nicht erreicht. Die Aktion schlug fehl. Der Erfolg dieser Kurse war ein gänzlich negativer und kostete den Staat rund Fr. 15,000.—. Gerade in jenen Jahren, also 1925—1928, war in Land und Stadt ein grosser Mangel an weiblichen Dienstboten zu verzeichnen, und man blieb, wie seit Jahren, stets auf deutsche Mädchen angewiesen, obgleich man sehr oft ein tüchtiges Schweizermädchen vorgezogen hätte. Merkwürdig berührt die konservative Einstellung der Fabrikanten und Visiteure diesen Kursen gegenüber. Sobald nämlich der Kurs zu Ende war, hatten die Kursteilnehmerinnen stets Arbeit auf den Stuhl. Es war fast zur Sitte geworden, einen Kurs zu besuchen, um dadurch die Unternehmer oder deren Organe darauf aufmerksam zu machen, dass man Arbeit wünsche.

Ein besonders anfänglich sehr schwieriges Kapitel bildete die Ueberleitung von Arbeitslosen in andere Industrien. Es brauchte tatsächlich sehr viel, diese Leute aus ihren Dörfern herauszubringen. Der Heimarbeiter hängt mit grosser Liebe und Treue an seinem Heim, und man musste hin und wieder fast Gewaltsmassnahmen anordnen, bis die Leute endlich aus ihrem Winkel hervorkrochen. Diese Zumutung, welche ja einen Eingriff in das Familienleben, in die persönliche Freiheit des Heimarbeiters bedeutete, musste aber unbedingt an ihn gestellt werden, weil er nachgewiesenermassen bei irgend einer anderen Betätigung mehr verdient, als bei seinem angelernten Berufe und in keinem Falle mehr der Verdienstlosigkeit ausgesetzt ist, als dies beim Posamenten der Fall ist. Anderseits war aber auch mit vielen Heimarbeitern zu rechnen, die wohl auswärts Arbeit annehmen können, aber doch so weit an die Scholle gebunden sind, dass sie rechtzeitig nach Arbeitsschluss nach Hause zurückkehren müssen, um ihren kleinen Viehbestand zu besorgen. Bei der achtstündigen Arbeitszeit, bei frühzeitigem Arbeitsschluss und guten Kommunikationen wird dies allgemein ermöglicht. Mit Erfolg ist sodann versucht worden, durch Einschaltung eines Frühkurses ab Reigoldswil, Arbeitslosen dieser Talschaft das rechtzeitige Eintreffen auf den Arbeitsplätzen in Liestal, Pratteln und Muttenz, ja selbst Basel zu ermöglichen. Anfänglich musste allerdings der Staat dieser Automobilgesellschaft eine gewisse minimale Einnahme garantieren. In der Folge ist es jedoch möglich geworden, genügend Arbeitslose aus dem Reigoldswilertal in Arbeitsstellen ausserhalb der Talschaft

zu plaizeren, dass der Frühkurs ohne staatliche Zuschüsse weitergeführt werden konnte.

Wie schwer es für die Leute war, sich von ihrem Heime zu trennen, mag der Umstand erhellen, dass 1925/26 vierhundert Arbeiter für die neuerrichtete Viscosefabrik im st. gallischen Rheintal gesucht wurden und man es vielen jungen Heimarbeitern nahelegte, dort Arbeit aufzunehmen. Im Gesamten mögen es ein Dutzend junger Leute gewesen sein, die dort Stellen antraten, nach kurzer Zeit jedoch wieder ins Baselbiet zurückkehrten *).

Viele ungelernte Arbeiter haben auch Betätigung und Verdienst im Bau des neuen Basler Rangierbahnhofes-Muttenzerfeld gefunden. Auf die heutige Lage wird in den Schlussbetrachtungen dieser Arbeit noch einmal näher eingegangen.

Ein wichtiger Vorschlag, welchen die mit der Untersuchung der Heimarbeiterfrage betraute Kommission dem Regierungsrat resp. dem Landrat zur Genehmigung unterbreitete, war die Schaffung einer Krisenkasse für notleidende Posamenter. Dieser Vorschlag, welcher am 2. September 1925 der Regierung eingereicht worden war, wurde auch sogleich verwirklicht, und so sehen wir Ende Oktober 1925 die Krisenkasse bereits in Funktion treten. Der Fonds bestand aus den Leistungen der Seidenbandindustriellen des Kantons in der Höhe von je Fr. 100,000.—. Der Bund subventionierte die ausbezahlten Unterstützungen mit 40 %. Die Seidenbandindustriellen haben jedoch an ihren Beitrag die Bedingung geknüpft, dass die Heimarbeiter in den Gebieten nördlich der Aare, also die kleine Anzahl der aargauischen und solothurnischen Posamenter, ebenfalls unterstützungsberechtigt würden. Diese Bedingung erforderte Unterhandlungen mit den Regierungen der Kantone Aargau und Solothurn. Der Einbezug dieser Arbeiter verlangte die Mitwirkung der betr. Kantone am Krisenfonds, welche auch erfolgte, wenigstens von Seiten des Kantons Aargau. Diese ausserkantonalen Beitragsleistungen wurden gleichfalls durch den Bund subventioniert.

Mit der Durchführung wurde das kantonale Arbeitsamt in Liestal betraut.

Die hauptsächlichsten Bestimmungen für die Ausrichtung einer Unterstützung seien hiemit angegeben:

Eine Unterstützung wird nur an unverschuldet notleidende Angehörige der Seidenbandindustrie entrichtet.

15 % der Gesamtunterstützung fallen zu Lasten der Wohngemeinden der Unterstützungsberechtigten.

Unterstützungen aus der Krisenkasse werden nur an gänzlich Arbeitslose und zwar solange ausbezahlt, als in der Seidenbandindustrie eine ausserordentliche Arbeitslosigkeit besteht.

*) Nach Angaben des eidg. Amtes für Industrie, Gewerbe und Arbeit. Nach weitern darüber eingezogenen Informationen sollen jedoch die Arbeitsverhältnisse im Rheintal nicht besonders günstige gewesen sein.

Anspruch auf Unterstützung aus der Krisenkasse haben mindestens 18 Jahre alte, im Kanton wohnende arbeitslose Angehörige der Seidenbandindustrie, die regelmässig eine Erwerbstätigkeit ausgeübt haben, infolge der langandauernden Arbeitslosigkeit unfreiwillig und unverschuldet in eine bedrängte Lage gekommen sind, sofern ihnen nicht andere passende Beschäftigung zugewiesen werden kann, oder die Beschäftigung bei Notstandsarbeiten aus triftigen anderen Gründen nicht in Frage kommt.

Arbeitslose, die einer Arbeitslosenkasse angehören, haben keinen Anspruch auf Unterstützung aus der Krisenkasse während der Unterstützungszeit.

Die Leistungen der Krisenkasse beginnen frühestens 10 Tage nach Anmeldung der Arbeitslosen bei der Arbeitslosenfürsorgestelle der Wohngemeinde. Das Taggeld darf 60 % des ausfallenden normalen Verdienstes nicht übersteigen; für Arbeitslose, die keine gesetzliche Unterstützungspflicht erfüllen, beträgt das Maximum 50 %.

Auf keinen Fall darf die Unterstützung werktäglich für Personen mit Unterstützungspflicht mehr als Fr. 5.—, für solche ohne Unterstützungspflicht mehr als Fr. 3.— pro Tag betragen.

Das kantonale Arbeitsamt ist zuständig, innert 360 Tagen bis zu 90 Tagen Unterstützungen auszurichten. Durch besonderen Beschluss des Regierungsrates kann in Uebereinstimmung mit der zuständigen eidgenössischen Behörde die Bezugsdauer über 90 Tage hinaus bis auf 150 Tage verlängert werden. Das kantonale Arbeitsamt entscheidet über die Bezugsberechtigung für 90 Tage innerhalb eines Jahres, sowie über die Höhe der Unterstützung. Zu diesem Zwecke nimmt es bei den kommunalen Arbeitsnachweisstellen und den Arbeitgebern die notwendigen Erhebungen vor.

Der Gemeinderat einer jeden Gemeinde sorgt entweder selbst, oder eine von ihm anerkannte Kommission für die Auszahlung der Unterstützung an die Arbeitslosen und unterstützt das kantonale Arbeitsamt in der Arbeitsvermittlung an Beschäftigungslose.

Werden die Auszahlungen aus der Krisenkasse durch den Wiedereintritt normaler Arbeitsverhältnisse eingestellt, so bleibt sie als Krisenfonds weiter bestehen. Dieser soll im Falle gesetzlicher Regelung bezw. Schaffung der obligatorischen Arbeitslosenversicherung für die Posamenter als Gründungskapital Verwendung finden.

1925	wurden	an	Unterstützung	ausbezahlt	Okt.-Dez. 17.100.15
1926	«	«	«	«	Jan.-Dez 78.759.55
1927	«	«	«	«	Jan.-Dez. 31.370.40
1928	«	«	«	«	Jan.-Dez. 25.279.70
1929	«	«	«	«	Jan.-Dez. 15.932.85

Leistungen des Krisenfonds Okt. 1925—Dez. 1929 Fr. 168.442.65

Aus dieser Aufstellung ist deutlich ein starkes Abfallen der Inanspruchnahme der Krisenkasse infolge der langsam, doch stets fortschreitenden Umstellung zu ersehen. Wie bereits an anderm Ort schon betont wurde, kam die Unterstützung vor allem älteren Leuten, insbesondere Frauen, zugute.

Im IV. Kapitel war davon die Rede, dass sich die Heimarbeiterschaft im allgemeinen mit der Verzinsung und mit ganz kleinen Amortisationen ihrer verschuldeten Gütchen begnügte. Im Moment der grossen Krise war es deshalb einem grossen Teil der Posamenter infolge des empfindlichen Ausfalls an Bareinnahmen nicht mehr möglich, den Verpflichtungen gegenüber ihren Gläubigern, also den Banken, nachzukommen.

An rückständigen Zinsen und Amortisationen per 30. Juni 1925 hatte die basellandschaftliche Kantonalbank von ihren Schuldnern aus der Heimarbeiterschaft rund Fr. 66,000.— zu fordern. Auf die basellandschaftliche Hypothekenbank entfällt ungefähr die Summe von Fr. 32,000.—. Insgesamt beliefen sich die Forderungen der beiden Geldinstitute auf Fr. 98,000.—. Diese Summe wurde entgegenkommenderweise gestundet.

Auch in den folgenden Jahren haben die Banken wiederum Stundungen bewilligt. Auf alle Fälle liess man es bei Posamentern nicht zur zwangsweisen Versteigerung ihrer Liegenschaften kommen. Amortisationen wurden sehr oft gänzlich erlassen, d. h. nicht etwa geschenkt, sondern nur auf die Eintreibung fälliger Abzahlungen verzichtet. Von einer Berechnung von Verzugszinsen bei verspäteten Zahlungen hat man bei Posamenterhypotheken abgesehen. Hingegen wurde der Zinsfuss nur reduziert, wenn die allgemeine Geldmarktlage dies gestattete.

Die wichtigste und vielleicht konzentrierteste Massnahme zur Behebung der Not, welche von der Kommission zur Erhaltung der Heimarbeit in Verbindung mit der Schweizerischen Vereinigung für Innenkolonisation und industrielle Landwirtschaft in Vorschlag gebracht wurde, bedeutet diejenige, welche darauf hinaus tendiert, den Bauern-Posamentern von gestern und heute neue Wege zu eröffnen, wie bei richtiger Bewirtschaftung aus ihren kleinen und kleinsten Gütchen so viel herausgeholt werden kann, dass sie einzig und allein die Erwerbsquelle bilden. Die Lage der Landwirtschaft wurde bereits geschildert, und so wenden wir uns der Besprechung der vorgeschlagenen Massnahmen zu.

So wie die Betriebe der Bauern-Posamenterschaft bislang geleitet wurden, kam ihnen nurmehr die Bedeutung einer Nebenerwerbsquelle resp. einer Hilfsnährquelle zu. Wenn man nun daran denkt, diese Nebenerwerbsquelle zur Haupterwerbsquelle umzugestalten, bedingt dies nicht bloss eine sehr starke Umstellung der Mentalität, der Gedankenwelt der Betroffenen, sondern auch eine erhebliche Umgestaltung in wirtschaftlicher und

technischer Beziehung des ganzen Bauernbetriebes. So lesen wir in dem Gutachten von Dr. Bernhard folgendes:

«Ganz allgemein unterschätzt der Posamenterbauer die Möglichkeiten, die sich ihm in der landwirtschaftlichen Beschäftigung bieten. Er glaubt auch nicht an die Verbesserungsmöglichkeiten in den landwirtschaftlichen Kleinbetrieben. Wenn auch nicht alle Posamenterbetriebe lebensfähig gestaltet werden können — hierzu sind sie oft zu klein —, so können doch *viele* so ausgestaltet werden, dass sie ihren Besitzern und deren Familien eine gesicherte Existenz bieten. Hiezu bedarf es einer Reihe von Verbesserungen, deren Ausführungsmöglichkeiten in Nachfolgendem näher untersucht werden sollen. Desgleichen soll versucht werden, Vorschläge zur Erhaltung und wirtschaftlichen Stärkung auch der kleinen Posamenterbetriebe zu machen, die ja die weitaus grösste Mehrzahl aller Posamenteranwesen bilden.»

Als erste Massnahme, die zum Ziele führt, wird vorgeschlagen die Güterzusammenlegung, die allgemeine Verbesserung der Siedlungsverhältnisse und Bodenmeliorationen (Bodenentwässerung). Zu einer Güterzusammenlegung, also zu einer Arrondierung des Grundbesitzes ist es bis heute noch in sehr wenigen Gemeinden gekommen. Immerhin wurden in einigen Gemeinden der Posamentergegend während der Krisenzeit bereits Arrondierungen als Notstandsarbeiten durchgeführt. Die Totalfläche des regulierten Gebietes in den Posamentergemeinden beträgt 247,6 ha. Sicher ist diese Massnahme dazu angetan, der ungesunden und unsinnigen Parzellierung des Grund und Bodens einmal Einhalt zu gebieten, und es wäre wirklich zu begrüssen, wenn diese Massnahme recht bald nicht nur im oberen, sondern auch im unteren Baselbiet durchgeführt würde (siehe S. 36). Eine solche Korrektur bedingt natürlich auch eine Aenderung der Siedlungsverhältnisse. Im IV. Kapitel dieser Arbeit wurde bereits davon gesprochen, dass die Bauern-Posamenter vorzugsweise das Dorf besiedeln. Eine Korrektur in dieser Hinsicht würde aber bedeuten, dass der Bauer, wenn sein Landbesitz zusammengelegt ist, eigentlich seinen Wohnsitz auf seinen Grund und Boden verlegen müsste. Wie und ob dieses Postulat verwirklicht werden soll, ohne grosse andere Schädigungen und Belastungen in finanzieller Hinsicht nach sich zu ziehen, ist tatsächlich schwer zu sagen. Wenn die Vorschläge der Kommission auch darauf hinausgehen und glauben, dass ja ein Teil der Bevölkerung abwandern wird und muss, was automatisch eine Entwertung der Liegenschaften nach sich ziehen wird, die ja wiederum vielen Kleinbauern zu Nutzen käme, da sie durch diesen Umstand sich billig Oekonomiegebäude verschaffen könnten, so wird doch nichts davon gesagt, wer dem Kleinbauern wiederum die Mittel zur Verfügung stellen müsste, seinen Hof auf eigenem Grund und Boden zu errichten. Jedenfalls müsste eine besondere Subventionierung Platz greifen. Auch dann wird die Ka-

pitalbeschaffung noch schwierig sein, und zu den sachlichen kommen die oben angedeuteten psychologischen Schwierigkeiten. Es handelt sich aber um eine Massnahme, deren Ausführung wirklich eine gründliche Besserung der Betriebsverhältnisse herbeiführen könnte. Jedoch sollte man sich bei der Beurteilung dieser Massnahme, welche ihrer ganzen Natur nach erst allmählich durchgeführt werden könnte, nicht zu sehr von den ihr momentan noch entgegenstehenden Schwierigkeiten und Hindernissen leiten lassen.

Eine Abwanderung aus den Dörfern konnte bis heute bei den betreffenden Amtsstellen, welche darüber befragt wurden, nicht festgestellt werden. Immerhin darf angenommen werden, dass das weitere Wachstum der Dörfer aufhören wird, und dass es vielleicht zu einer gewissen Entsiedlung kommt; doch wird uns hier erst die Zukunft lehren, in welcher Weise diese theoretische Erörterung eintreffen wird.

Bodenmeliorationen, Bodenentwässerungen sind ebenfalls als Notstandsarbeiten durchgeführt worden, und es ist wirklich nur zu begrüssen, wenn hier stets vorwärts geschritten wird; denn im ganzen Kanton sind laut Innenkolonisationskataster 1900 ha Land drainagebedürftig.

Bedeutung kommt auch der qualitativen Hebung des Nutzviehbestandes, des Rindviehs, zu. Dies wird aber nur möglich sein, wenn der Kleinbauer vom Viehhändler unabhängig ist. Es wird deshalb der genossenschaftliche Einkauf oder wenigstens der Einkauf von Vieh durch mehrere Genossenschafter vorgeschlagen. Diese Art des Vorgehens hat sich bereits in einigen Gemeinden zur vollen Zufriedenheit eingebürgert, und es ist zu hoffen, dass die andern Gemeinden den gleichen Weg beschreiten werden.

Den Kleinbauern, den Zwergbauern insbesondere, wird die vermehrte Haltung von Ziegen empfohlen. Insbesondere wird die Bildung von Kleintiergenossenschaften und die Anlage von speziellen Weiden für Jungvieh nahegelegt.

Ueber die Haltung von Schweinen spricht man sich in ähnlichem Sinne aus, d. h. eine stark vermehrte Haltung von Schweinen wird als dringend erwünscht bezeichnet.

Der Haltung von Nutzgeflügel, Hühnern, sollte allgemein ebenfalls mehr Beachtung geschenkt werden. Immerhin ist an eine Marktproduktion nur zu denken, wo Wirtschaften einen Freilauf des Federviehs gestatten. Die Kommission schlägt die Bildung einer Produzentengenossenschaft vor.

Von sehr grosser Wichtigkeit ist auch die vorgeschlagene vermehrte Zuteilung von Bürgerland, Allmend, an die Kleinbauern. Das Bürgerland soll vor allem Kleinbauern mit einem Landbesitz unter 4 ha zur Verfügung gestellt werden, und die Weiterverpachtung, wie sie sehr oft anzutreffen war, in Zukunft nicht mehr gestattet werden. Das Land, welches durch die

Reduktion der Zahl der Nutzniessungsberechtigten frei würde, wäre pachtweise dem meistbietenden Kleinlandwirt abzugeben. Wenn man von einer Gratisabgabe von Land abgehen will, wie dies in gewissen Gemeinden bereits geschehen ist, so wäre das Land unter den gleichen Bedingungen wie oben zu verpachten. Auf alle Fälle sollen die Gemeinden alles daran setzen, dass das Bürgerland nur solchen Posamenterbauern abgegeben wird, welche nach einer wirklichen Verselbständigung trachten.

Die Hauptaktion stützt sich jedoch auf eine allgemeine Intensivierung der jetzigen Landwirtschaft und sieht vor allem vor: 1. die hinreichende Selbstversorgung, und darüber hinaus 2. die Produktion für den Markt.

Die jetzigen Kleinbetriebe sollten restlos die alleinige Selbstversorgung in bezug auf die Produktion von Gemüse erreichen, und darüber hinaus die Produktion auf die Bedürfnisse des Marktes einstellen. Bei richtiger, intensiver Bewirtschaftung ist dies bereits unter den heutigen Verhältnissen möglich. Dass das Einkommen sich dadurch ganz namhaft steigern wird, wird später bei der Behandlung der bereits durchgeführten Intensivierung besprochen werden.

Ausser dem Gemüsebau wäre auch dem Beerenobstbau mehr Bedeutung beizumessen. Der Beerenobstbau hat sich bereits im untern Baselbiet, in den Gemeinden Biel-Benken, und im Kanton Baselstadt, in Riehen und Bettingen, mit gutem Erfolg eingebürgert und ziemliche Bedeutung erlangt.

Die schwierigste Aufgabe, das Gelingen der Aktion, hängt einerseits von der guten sachlichen Kenntnis der mit der Ausführung betrauten Organe ab und andererseits von der richtigen Art der Uebermittlung der Kenntnisse an die Kleinbauern. Durch Abhaltung von speziellen Kursen in Gemüse- und Beerenobstbau soll sowohl das richtige Interesse in den Kleinbauern für diese gute Sache geweckt werden und ihnen in jeder Beziehung später so lange mit Rat und Tat geholfen werden, bis sie mit ihrer neuen Betätigung richtig verwachsen sind. Auch soll gleich von Anfang an auf die klimatische Lage und die Bodenbeschaffenheit in den verschiedenen Gemeinden grösste Rücksicht genommen werden, damit auch nur solche Pflanzen zum Anbau gelangen, von welchen man mit Sicherheit annehmen darf, dass sie in der betreffenden Gegend auch wirklich gut gedeihen.

Auf diese Erwägungen musste sehr Rücksicht genommen werden, denn einerseits steht die zwingende Notwendigkeit vor der Türe und drängt darauf, den Leuten so rasch als möglich einen Ersatz für die Seidenbandweberei zu verschaffen. Anderseits musste man mit der etwas eigenartigen Mentalität der Heimarbeiterschaft rechnen, die wirklich nur gerade das glaubt, was sie greifbar vor sich sieht. Ein Fehlschlag in dieser Hinsicht könnte die ganze Aktion in Frage stellen.

Neben diesen musste man sich auch von marktpolitischen Erwägungen leiten lassen, d. h. Doppelspurigkeiten sollten tunlichst vermieden werden. Auf alle Fälle muss eine Ueberproduktion des einen oder andern Artikels umgangen werden, da sich dies sogleich preisdrückend auswirken würde. Ueber die Ausführung werden wir uns später noch zu unterhalten haben. Einer eingehenden Regelung bedurften auch die Absatzverhältnisse, und so hat sich die Kommission auch mit dieser Frage beschäftigen müssen. Einerseits stellte man besonders beim Gemüsebau neben der Gewinnung von Grossabnehmern, welche zum vornherein einen gewissen Minimalpreis zu garantieren haben, auf die private Kundschaft ab, während man beim Erbsen- und Beerenobstbau gleich von Anfang an seine Intensionen darauf richtete, das Interesse von Grossabnehmern, darunter auch Konservenfabriken, zu gewinnen.

Vorgesehen wurde ebenfalls die Fühlungnahme mit Tabakfachleuten, da man an den Anbau von Tabak denkt. Versuche, wie sie im Jahre 1927 im Kleinen durchgeführt wurden, haben bei den Tabakindustriellen das nötige Interesse geweckt, so dass man hofft, mit der Einführung dieser Kulturen bald in grösserem Masstabe beginnen zu können.

Ein Vorschlag, dessen Berechtigung und Durchführbarkeit uns zweifelhaft erscheint, geht auf die Rekonstruktion der Rebberge hin. Ob sich die grosse Mühe und Arbeit, welche die Pflege eines Rebfeldes mit sich bringt, wirklich lohnen würde, frägt sich sehr. Der eigene Wein auf dem Tische des Kleinbauers ist wohl sicher das wenigst dringende Erfordernis auf dem Gebiete der Selbstversorgung, und ob der Baselbieter Wein für den Verkauf je wieder eine wesentliche Bedeutung erlangt, scheint uns fraglich.

Wir werden im folgenden Abschnitt sehen, dass sich einige von den gemachten Vorschlägen in der Praxis bereits bestens bewährt haben.

VI. Kapitel

Die Feldgemüsebauaktion in den Jahren 1928 und 1929

Im vorhergehenden Kapitel sind bereits die Grundlagen, auf welchen die ganze Aktion aufgebaut wurde, besprochen worden. Der Feldgemüsebau, d. h. der feldmässige Anbau von Gemüse aller Art, war für die Posamenter etwas Neues. Man war sich deshalb auch von Anfang an klar darüber, dass ein Misslingen der Aktion ihr Schicksal auch besiegelt hätte. So hiess es vorerst einmal, den Leuten, welche das nötige Interesse für die Sache aufbrachten, auf möglichst einfache und klare Art die elementaren Begriffe einer guten Anbautechnik zu vermitteln, um sie rasch mit der neuen Beschäftigungsart vertraut zu machen, welche doch in Zukunft ihre neue Erwerbsquelle bilden wird. Anderseits musste mit der Aktion die Möglichkeit verbunden werden, den jeweiligen Kursleiter mit den Eigentümlichkeiten der Kleinbauernschaft bekannt zu machen, um in kurzer Zeit über einen grossen Komplex von Erfahrungen verfügen zu können.

Anfänglich war ja nicht mit einer grossen Zahl von Pflanzern zu rechnen, was auch gar nicht zu bedauern war, sondern vom technischen Standpunkte aus direkt begrüsst werden konnte. Die Anbaufläche im Vergleich zum Möglichen war ebenfalls noch sehr klein. In den 550 Aren Gemüseland, das von 120 Posamenterfamilien bestellt wurde, steckt jedoch bereits eine sehr grosse Arbeit. Nicht eingerechnet ist in dieser Fläche das Land, welches der Selbstversorgung dient.

Es war natürlich ausgeschlossen, dass man die Durchführung der Kurse ansässigen Geschäftsgärtnern übertragen konnte, da sie in der Pflanzlandbewegung eine Konkurrenzierung ihrer eigenen Betriebe erblickten. Anderseits erheischt die ganze Aktion Fachleute, welche sich ausschliesslich der Sache widmen können. Der von der Kommission bestellte Fachmann leitete in den vergangenen Jahren die in den Gemeinden Reigoldswil, Ziefen, Rünenberg, Wenslingen, Anwil und Rothenfluh durchgeführten Kurse. Lediglich die Kurse in Wintersingen wurden einem andern Herrn übertragen.

In diesen Kursen wurden die Teilnehmer in 5—8 Tagen in die Geheimnisse des Feldgemüsebaues eingeweiht. Die Kursteilnehmer verteilten sich auf die Gemeinden:

Gemeinde	1928		Gemeinde	1929	
Rothenfluh	18	Teilnehmer	Rothenfluh	20	Teilnehmer
Rünenberg	19	»	Rünenberg	25	«
Reigoldswil	8	«	Reigoldswil	20	«
Anwil	18	«	Anwil	7	«
Ziefen	11	«	Ziefen	12	«
Wenslingen	23	«	Hemmiken	3	«
Wintersingen	36	«	Buus	18	«
			Sissach	4	«
			Bennwil	14	«
			Rickenbach	12	«
			Kienberg (Sol.)	25	«
			Wenslingen	28	«
			Oltingen	8	«
1928 =	133	Teilnehmer	1929 =	191	Teilnehmer

Wie man sieht, hat sich die Aktion im Jahre 1929 etwas ausgebreitet und sogar auf die ausserkantonale Gemeinde Kienberg erstreckt. Die Arbeit, welche während der Gemüsebaukurse durchgeführt wurde, war eine zwiefache. Ausser dem Pflanzgarten, der die Leute mit dem rationellen Gemüsebau, wie er für die Selbstversorgung in Betracht fällt, vertraut machte, wurden die sog. Kursgärten geschaffen. In diesen Kursgärten gelangten nur 2—3 Gemüsearten zur Anpflanzung, wie sie für den Feldgemüsebau vorgesehen waren. Die Pflanzen waren jeweils aufs Beste der Bodenbeschaffenheit und dem Klima angepasst, so dass Misserfolge eigentlich nirgends zu verzeichnen waren. Diesem Umstande ist es auch zuzuschreiben, dass sich die ganze Aktion im Jahre 1929 auch gleich auf weitere Gemeinden erstrecken konnte. Die kritische Mentalität des Oberbaselbieters hat sich doch rasch von der Güte dieser Sache überzeugen lassen. Dass auch der Kanton Solothurn für die Gemüsebauaktion zu gewinnen war, zeigt am besten, welche Bedeutung der ganzen Sache beigemessen wird.

Anderseits durfte die Aktion nicht zum Gartenbau führen. Die Gärtnerei bedingt einen bedeutend höheren Aufwand an Arbeit, als dies beim Feldgemüsebau jemals der Fall ist. Der Erwerbsgemüsebau stellt eine intensive Art des Ackerbaues vor, doch niemals Gärtnerei, die ganz andere Erfordernisse an Kenntnissen und Aufwendungen an Kapital und Arbeit erheischt, als hier überhaupt verlangt werden durfte. Er durfte also den Posamenterbauer nicht gärtnerisches Können gelehrt werden, sondern nur eine gut rationalisierte Feldarbeit, wie sie der feldmässige Anbau der in Betracht kommenden Gemüsearten verlangt. Die Aufgabe des Kursleiters beschränkte sich nicht nur auf die Uebermittlung der ersten Kenntnisse, sondern es kam ihm später die gerade so gewichtige Rolle zu, den Leuten mit Rat

und Tat jederzeit beiseite zu stehen. Dieser Tätigkeit ist auch zum Gutteil der Erfolg der Aktion der Jahre 1928 und 1929 zuzuschreiben. Einerseits wurde der Pflanzer davon abgehalten, sich in Experimente einzulassen, und anderseits gewann er unter der ständigen Kontrolle bald die nötige Sicherheit, welche ein mutiges, flottes Arbeiten erst möglich macht.

Was hier im Kleinen während der beiden letzten Jahre geleistet wurde, darf wirklich mit dem etwas stolzen Namen «Pionierarbeit» bezeichnet werden, denn die ganze Aktion bedeutete ja gar nichts anderes, als die Leute einer absolut neuen Erwerbsart zuzuführen. Der Erwerbsgemüsebau, also die intensive Bodennutzung an Stelle der Seidenbandweberei, sollte die Bauern-Posamenter zu richtigen Kleinlandwirten erziehen und ihnen ein für sie unbekanntes Tätigkeitsfeld eröffnen.

Die Pflanzen, welche zum Anbau gelangten, waren: Zwiebeln, Randen, Lauch, Karotten, Schwarzwurzeln, Rotkohl, Blumenkohl, Sellerie, Bohnen und Erbsen. Um ein Beispiel zu erwähnen, beschränkten sich die Zwiebelkulturen vornehmlich auf das Gebiet von Oltingen-Anwil-Wenslingen, während Schwarzwurzeln in der Gegend von Reigoldswil zur Anpflanzung gelangten und ganz vorzüglich gediehen.

Die starke Spezialisierung der Kulturen war aus den erwähnten Gründen unbedingt notwendig und musste sich infolgedessen auch günstig auswirken, erstens in Bezug auf den Erfolg der Ernten, und zweitens in der Raschheit, mit welcher die Leute sich mit ihrer neuen Erwerbsart vertraut machten. Die Erfolge, welche die Aktionen der beiden letzten Jahre gezeitigt haben, lassen sich auf die starke Berücksichtigung der Bodenverhältnisse und des Klimas und anderseits auf das gute psychologische Erfassen der herrschenden Mentalität in den Pflanzerkreisen zurückführen.

Der Erbsenkultur hatte man, wie bereits im V. Kapitel erwähnt wurde, besondere Beachtung geschenkt. Man hatte sich gleich von Anfang an das Interesse der Konservenfabrik Lenzburg gesichert, welche grosses Verständnis und Entgegenkommen für die Aktion an den Tag legte. So übernahm diese Fabrik die Preisgarantie für die Erbsen und sicherte einen Minimalpreis zu. Anderseits lieferte sie das Saatgut und das Anbindematerial und stand den Pflanzern jederzeit mit Rat und Tat zur Verfügung. Auf diese Weise wurde der Kontakt mit den Pflanzern das ganze Jahr hindurch gewahrt, was sich natürlich nur günstig auswirken konnte. Der Erbsenbau hat sich tatsächlich auch sehr gut bewährt und es wird ihm in Zukunft noch vermehrte Beachtung geschenkt werden. Als Beispiel möge dienen, dass das Erbsenfeld im Rebackerhof bei Sissach (20 Aren) einen Ertrag von 20 q Konservenerbsen abwarf.

Als Abnehmerin der verschiedenen Feldgemüse hatte man sich im Jahre 1928 den Allgemeinen Konsumverein beider Basel

zu sichern verstanden, ohne sich irgendwie vertraglich zu binden. Diese grosse Verkaufsgenossenschaft garantierte einen Minimalpreis, welcher jedoch stets überholt wurde. Der jeweilige Ankaufspreis der verschiedenen Gemüsearten richtete sich nach den Tages-Engrospreisen. Verschiedenen Pflanzern waren diese Preisansätze dennoch zu niedrig, und sie zogen es deshalb vor, ihre Produkte anderweitig zu verkaufen.

Im Jahre 1928 wurden auf einer Gesamtfläche von 250,1 Aren angepflanzt:

Gemüseart	Anbaufläche	Kg.-Preis Fr.	Gesamternte Kg.	Wert in Fr.
Zwiebeln	37,5 a	0.22	8000	1760.—
Randen	35	0.20	3500	700.—
Rotkohl	10	0.20	2500	500.—
Karotten	20	0.25	2000	500.—
Schwarzwurzeln	2,9	0.50	480	240.—
Sellerie	8,5	0.45	950	427.—
Blumenkohl	13,5	0.35 p. St.	500 St.	175.—
Bohnen	9,5	0.75	200	150.—
Erbsen (Lenzburg)	110	0.35	1000	3500.—
Lauch	3,2	0.50	280	140.—
	250,1 a			8092.— *)

Der Erlös für die an den A. C. V. b. B. getätigten Verkäufe ergab die Summe von Fr. 2684.25, welche sich auf die aufgeführten Gemüsearten verteilen:

Gemüseart	Kg.	Fr.
Zwiebeln	4335	951.25
Randen	2579	515.80
Karotten	900	225.—
Blumenkohl	85 Stk.	20.—
Sellerie	790	355.50
Rotkohl	2057	411.40
Lauch	115	57.50
Gelbe Rüben	135	27.—
Schwarzwurzeln	122	73.20
Bohnen	68	47.60
	11 101 kg 85 Stk.	2684.25 *)

Dem Gesamt-Rohertrag von Fr. 8000.— (siehe oben) entspricht ein Rohertrag von 31—32 Fr. pro Are. Bei sehr intensiver Bewirtschaftung lassen sich gewiss noch höhere Erträge erzielen. Einige Zwiebelpflanzer z. B. erreichten Roherträge bis zu Fr. 70.— pro Are. Dieselbe Höhe wurde auch von einigen Pflanzern von Randen erreicht.

Aus der Aufstellung der Verkäufe an den A. C. V. b. B. geht deutlich hervor, dass mancher Pflanzer an irgend einen privaten

*) Nach Angaben des kantonalen Arbeitsamtes Liestal.

Kunden geliefert hat. Sehr oft waren es Gasthäuser oder ein sonstiges kleineres Vertriebsgeschäft.

Die Beschaffung der Setzlinge war und wird wohl auch noch einige Zeit Sache des Kursleiters bleiben. Die Setzlinge wurden in den Triebbeetanlagen des Spitalgartens und zum Teil im Garten der landwirtschaftlichen Winterschule in Liestal herangezogen. Man beabsichtigt, besonders tüchtigen Pflanzern in Zukunft die Aufzucht von Setzlingen gewerbsmässig zu überlassen. Bei richtiger Spezialisierung ist dies gewiss eine rationelle Lösung des Problems der Beschaffung der Setzlinge und des Saatgutes. Vorderhand werden die Setzlinge wie das Saatgut zum Selbstkostenpreis, ja sogar zu verbilligten Preisen an die Pflanzer abgegeben.

Leider waren detaillierte Angaben für das Jahr 1929 noch nicht erhältlich. Die Unterlagen befinden sich zur Zeit gerade in Bearbeitung und waren aus diesem Grunde nicht zu erlangen, doch ist der Erfolg des Jahres 1929 als ein wiederum guter anzusprechen.

Die starke Dezentralisierung der einzelnen Anbauplätze weckte das Bedürfnis nach einer möglichst raschen Verbindung vom Produzenten zum Konsumenten, resp. zur Sammelstelle in Liestal. Der Regierungsrat hat deshalb im vergangenen Jahre auch ohne weiteres den Ankauf eines besonderen Automobiles bewilligt.

Von grosser Bedeutung für die ganze Aktion erwies sich die Eröffnung der Grossmarkthalle in Basel. Wer die Eröffnungsausstellung besuchte, konnte sich selbst von den wirklich gesund und schön aussehenden Pflanzenprodukten, welche von den Posamentern an einem speziellen Stande ausgestellt waren, überzeugen. Die rege Propaganda für die Aktion, die bei dieser Gelegenheit in der Basler Presse gemacht wurde, liess sie auch der breiten Bevölkerung bekannt werden. Heute sind die Produkte der Baselbieter-Pflanzer stets in der Markthalle vertreten. Wurde früher auch noch auf eine grössere private Kundschaft abgestellt, so kommt ihr heute nur noch untergeordnete Bedeutung zu. Von der Aufnahme neuer privater Kunden hat man mit wenig Ausnahmen abgesehen. Eine gewisse Bedeutung für die Sache erlangte auch der Markt von Liestal; trotzdem wird auch in Zukunft der Hauptkonsument der Produkte die Stadt Basel bleiben.

Der Beerenobstbau

Dieser Kulturzweig spielt vorderhand noch eine ganz untergeordnete Rolle. Zur Anpflanzung gelangten Himbeeren und Erdbeeren. Die Erträge wurden von der Geschäftsstelle der Aktion, dem kantonalen Arbeitsamte, zu Markte gebracht oder aber

direkt einer ansässigen Konfitürenfabrik verkauft. Beerenobstanlagen wurden in folgenden Gemeinden angelegt:

Gemeinde	Pflanzer 1928	Pflanzer 1929
Känerkinden	4	4
Ziefen	1	1
Reigoldswil	1	1
Rünenberg	1	1
Ormalingen	4	4
Sissach	—	1
Rothenfluh	1	1
Anwil	3	3
Wenslingen	2	2
	17	18

Es ist anzunehmen, wenn der Beerenkonsum auch in der Zukunft noch mehr ansteigt, dass dieser Erwerbsart noch eine bedeutende Rolle zukommen kann.

Der Tabakbau

Die Versuche, es handelt sich vorläufig nur um solche, haben gezeigt, dass gewisse milde Gegenden sich für den Anbau von Tabak gut eignen. Im Jahre 1927 hatte man bereits in Liestal einen speziellen Versuchsgarten angelegt und war probeweise zum Anbau von Tabak übergegangen. Die Versuche gelangen und die hinzugezogenen Tabakfachleute und Industriellen waren nach der Prüfung der Qualität und Quantität der Ernte überzeugt, dass Versuche grösseren Stils sich lohnen würden, um zu einem endgültigen Resultate zu kommen. So wurde denn im Jahre 1928 Tabak in den nachstehenden Gemeinden gebaut:

Niederdorf	4	Buns	1
Sissach	1	Ziefen	1
Böckten	1	Maisprach	5
Gelterkinden	2	Diegten	1
Rothenfluh	1	Rünenberg	1
Anwil	1	Reinach	1 (Bez. Arlesheim)

Total 20 Pflanzer

Die Aufgabe, die man sich gestellt hatte, war keine sehr einfache, denn 1. erfordert der Tabakbau einen grossen Aufwand an Arbeit, d. h. in diesem Falle eine ständige Kontrolle der mit dieser Kultur beschäftigten Leute, und 2. hatten diese Versuche eigentlich nur den Zweck, ein richtiges Bild über die Zonen zu erlangen, welche bei der Einführung dieser Kultur

auch wirklich in Betracht fallen. Der Versuch des Jahres 1928 zeigte denn auch mit grosser Deutlichkeit, dass nur milde Lagen ein gutes Produkt hervorzubringen imstande sind. Die Anlagen in den höher gelegenen Gemeinden Rünenberg, Rothenfluh und Arboldswil sind der klimatischen Verhältnisse wegen auch missraten.

Der hinzugezogene Tabakfachmann, ein Spezialist aus den badischen Tabakgebieten, bezeichnete die Verhältnisse im Baselbiet im allgemeinen als günstige. In Liestal im Versuchsgarten wurde ein Höchstertrag von 30 kg pro Aare erzielt.

Versuche in den verschiedenen Bodenarten ergaben, dass die besten Tabakblätter auf den leichten Sand- und den leicht sandigen Lehmböden geerntet wurden.

Der Inlandpreis für getrocknete, unfermentierte Tabakblätter betrug 2 Fr. Der Tabak wurde im Januar nach beendeter Trocknung von den Fabrikanten übernommen. Bei einer durchschnittlichen Ernte von 20—25 kg getrockneter Blätter wurde ein Geldwert von 30—40 Fr. pro Are erzielt. Die Ernte des Jahres 1928 betrug ca. 5 q.

Belehrt durch die Versuche des Jahres 1928, wurde 1929 der Tabakbau in etwas kleinerem Rahmen fortgesetzt und erstreckte sich nurmehr auf die Gemeinden:

Bennwil	1	Tenniken	1
Sissach	1	Meisprach	2
Reigoldswil	1	Buus	4

Total 10 Pflanzer

Die Ernte war wiederum eine gute und man glaubt, nun zur definitiven Einführung dieser Kultur schreiten zu dürfen. Nach den neuesten Informationen konnten die Tabakblätter abermals mit Leichtigkeit abgesetzt werden, da die Fachleute die hervorgebrachte Qualität als eine wirklich gute bezeichnen.

Es wäre jedoch angebracht, wenn in den betreffenden Kreisen, welche die Aktion befürworten, warnende Stimmen laut würden und vor einer etwas übereilten Einführung der Tabakkultur momentan abgesehen würde. Nach den letzten Meldungen der Tagespresse ist die Lage auf dem schweizerischen Tabakmarkte eine sehr ungünstige. Die Organisationen der schweizerischen Tabakhändler haben dem eidgenössischen Finanzdepartement ein Gesuch eingereicht, wonach durch eidgenössische Massnahmen der Notlage in diesem Zweige der einheimischen Volkswirtschaft zu Hilfe zu kommen wäre. Schon im Jahre 1926 ist den Tabakpflanzern finanziell durch Leistung von Vorschüssen auf die ihnen verbliebenen Vorräte an Tabakprodukten Hilfe zu Teil geworden. Aehnliche Verhältnisse haben sich jetzt wieder durch die Ueberproduktion an Tabak inländischer Pro-

venienz herausgebildet. Es besteht aus den letzten Ernten ein Ueberschuss von annähernd 15,000 q, welcher nicht abgesetzt werden konnte.

Die Aussichten für die Tabakbauaktion im Baselland sind nach diesen Mitteilungen eher bedenkliche und mahnen zur Vorsicht. Es wäre sicherlich das Beste, wenn vorläufig von einer Einführung dieser Kultur gänzlich abgesehen würde, bis sich die Lage auf dem inländischen Tabakmarkte völlig geklärt hat, oder aber, dass man grösste Zurückhaltung in Bezug auf die Ausdehnung dieser Kulturen walten liesse.

Die Organisation der ganzen Bewegung, die Geschäftsleitung ist bis heute sehr einfach. Als Geschäftsstelle amtiert das kantonale Arbeitsamt in Liestal, und es ist kaum anzunehmen, dass in nächster Zeit irgend eine grössere Aenderung darin eintreten wird, wenngleich die Gründung einer Genossenschaft vorgesehen ist. Unter den jetzigen Umständen, wenn auch das Aergste als überstanden betrachtet werden darf, ist die Lage dennoch nicht s o g u t, dass man die Leute sich selbst überlassen dürfte. Nach Erkundigungen auf dem kantonalen Arbeitsamte wird beabsichtigt, sobald die finanzielle Lage der Aktion es gestattet, eine weitere Arbeitskraft einzustellen, welche sich ausschliesslich mit den Arbeiten für die Pflanzersache zu beschäftigen hätte und auch von den Pflanzern getragen werden müsste. Bis jetzt geschieht die grosse Arbeit, welche die betreffende Amtsstelle für die Aktion noch nebenbei zu bewältigen hat, völlig kostenfrei.

Die Regierung des Kantons Baselland hat es den ehemaligen Posamentern in jeder Beziehung wirklich so leicht als möglich zu machen versucht, sich in den neuen Verhältnissen zurechtzufinden. Aus diesen Ausführungen ist ersichtlich, was speziell für die Posamenterbauernschaft getan wurde, um ihre Lage so rasch als möglich zu verbessern und sie einer bessern Zukunft zuzuführen. Bei all diesen positiven Massnahmen handelt es sich freilich erst um Anfänge, die noch eines Ausbaues auf breiterer Basis bedürfen.

VII. Kapitel

Schlussbetrachtungen

Von einer wirklichen Not in den ehemaligen Posamenterbezirken kann heute nicht mehr gesprochen werden. Die Lage hat sich besonders seit dem Jahre 1927 ganz wesentlich gebessert. Die Seidenbandindustrie selbst konnte dazu kaum etwas beitragen, denn die Marktverhältnisse für diese Branche sind nach wie vor ungünstige. Durch die starke Reduktion der Stuhlzahl und Liquidation verschiedener Unternehmungen wurde für die verbleibenden Werke so weit Platz geschaffen, dass ein weiterer Rückgang vorläufig wohl nicht zu befürchten ist.

Heute haben sich bereits einzelne der Posamentergebiete des Baselland zu Wohnzentren einer Arbeiterschaft enwickelt, die morgens nach allen Richtungen nach ihren Arbeitsplätzen ausströmt, um abends wieder heimzukehren. Ein Teil dieser Arbeiterschaft hat sogar über Olten hinaus bis Zofingen (Ringier) und Schönenwerd (Bally) Arbeit gefunden. Anderseits übte die Stadt Basel und die Industrien der Bezirke Liestal und Arlesheim eine starke Anziehung auf die Arbeiterschaft des oberen Kantonsteils aus.

Auf den ersten Blick hin ist es verwunderlich, dass die Leute die Mühe auf sich nehmen, Tag für Tag eine oft kilometerweit gelegene Arbeitsstelle aufzusuchen, anstatt ihr kleines Anwesen zu verkaufen und den Wohnsitz nach den Arbeitsplätzen zu verlegen. Es drückt sich hier die schon öfters betonte, starke Heimatliebe des Baselbieters aus. Die Erfahrung hat gelehrt, dass Leute, welche ihre Heimat verliessen, wo sie in ausserordentlich bescheidenen Verhältnissen gelebt haben, sich in den neuen Verhältnissen nicht mehr zurecht fanden, nach kurzer Zeit verarmten und teilweise von ihren Bürgerorten unterstützt werden müssen. Es mag sich dabei hin und wieder um leichtsinnige Elemente gehandelt haben, zeigt aber vielleicht gerade deshalb so deutlich, wie die Leute durch die Loslösung von ihrer Umgebung und ihrem Milieu in kürzester Zeit den Halt verlieren. In gewissem Sinne darf von einer Entwurzelung gesprochen werden.

Mittlerweile haben aber auch neue Industriezweige im oberen Baselbiete Eingang gefunden und sind sogar zum Teil

durch den Staat gefördert worden. So treffen wir heute in Gelterkinden eine Filiale der Schuhfabrik Bally, in Sissach zwei kleinere Fabriken, welche sich mit der Herstellung elektrischer Apparate befassen, alsdann kommt grössere Bedeutung der Ausbreitung der Uhrenindustrie zu, welche nun auch durch kleinere Werke in Bubendorf, Ziefen und Reigoldswil, ehemaligen Posamenterzentren, vertreten ist.

Auch im sehr abgelegenen Diegtertale finden wir heute neben einer Hutfabrik ein kleineres Uhrenwerk.

Ein Ersatz für die stark reduzierte Seidenbandweberei bildet die Einführung der Handstrickerei von Bébé- und Sportartikeln als Heimarbeit. Diese für das Baselbiet neue Erwerbsart kommt ausschliesslich der ans Haus gebundenen weiblichen Heimarbeiterchaft zugute; doch spielt sie im Gesamten eine untergeordnete Rolle. Ferner finden wir heute im Baselbiet die Filiale einer Basler Wäschefabrik und eine Firma, welche Knabenkleider im Heimbetrieb herstellen lässt. Ob gerade diese beiden typisch weiblichen Erwerbsarten, Weissnäherei und Schneiderei, als besonders einträgliche bezeichnet werden dürfen, entzieht sich unserer Kenntnis. Wir dürfen jedoch annehmen, dass diese beiden Berufe sich halten können, dank dem häuslichen und sparsamen Sinne, der die ehemalige Posamenterschaft stets ausgezeichnet hat. Die Näherei und Schneiderei geniesst ja, was die Entlöhnung der Arbeit anbelangt, im allgemeinen keinen besonders guten Ruf.

Was die ungelernte Arbeiterschaft anbelangt, so fand sie in starkem Grade im Baugewerbe Aufnahme. Die rege Bautätigkeit der letzten Jahre bot gute Gelegenheit dazu, und so finden wir heute unter den Maurern, Zimmerleuten und Handlangern immer wieder ehemalige Seidenbandweber.

Man wird sich gewiss fragen, ob diese starke Abwanderung zur Industrie und zum Gewerbe hin sich politisch nicht durch einen starken Ruck nach links, also in einer fühlbaren Kräftigung der Linksparteien ausgewirkt hätte. Es ist dies, wider alle theoretischen Erwartungen, nicht eingetroffen. Im Gegenteil hat sich sogar eine gewisse Verbürgerlichung der industriellen Arbeiterschaft des oberen Baselbiets bemerkbar gemacht. Die linksgerichtete Gewerkschaftsbewegung hat gemäss Informationen sogar eher einen Rückgang erfahren, da der ehemalige Heimarbeiter sich nur ungern in irgend welcher Art und Weise binden lässt. Wir wollen jedoch diese Erörterungen parteipolitischer Natur damit als erledigt betrachten.

Fassen wir nun zum Schlusse die gesamten Ausführungen zu einem Bilde zusammen, so dürfte sich folgendes ergeben:

Mit einem Aufleben der Seidenbandweberei ist vorläufig kaum zu rechnen, da die Aussichten auch für die nächste Zukunft gleichfalls noch ungünstige sind. Hat einerseits die stän-

dige Ungunst der Mode diese Industrie stark geschädigt, so zeitigte die einseitige Marktorientierung in Verbindung mit der einsetzenden Konkurrenz Deutschlands und Frankreichs ganz üble Folgen. Speziell in Mitleidenschaft gezogen wurde die grosse Masse der Heimarbeiterschaft, die durch die schlechten Jahre seit Kriegsende teilweise gezwungen war, ihre kleinen Ersparnisse anzugreifen und aufzubrauchen. Obgleich die Löhne seit Kriegsende einigermassen der allgemein verteuerten Lebenshaltung angepasst wurden, so sank das jährliche Einkommen der Heimarbeiterschaft durch die vielen beschäftigungslosen Tage auf ein Niveau, wie es selbst vor dem Kriege nie anzutreffen war. Ganz bedenklich wurde die Lage der Heimarbeiterschaft mit dem Ausbruch der Krise von 1925, als Folge der etwas einseitigen Marktorientierung dieser Industrie, wodurch sie völlig in die Abhängigkeit der jeweiligen englischen Zollpolitik geriet. Es war deshalb das Eingreifen der Staatsgewalt notwendig geworden, und so suchte man vorerst einmal, durch Notstandsarbeiten der hereinbrechenden Not, so gut es ging, Einhalt zu gebieten und mit der Zeit einen grossen Teil der Beschäftigungslosen in andern Industrien unterzubringen.

Parallel zu diesen Abhilfemassnahmen liefen Bestrebungen, dem Teil der Heimarbeiterschaft, welcher sich zur Ergänzung der Erwerbsquelle aus der Seidenbandweberei einen Kleinbauernbetrieb hielt, Mittel und Wege zu zeigen, wie durch richtige Art der Bewirtschaftung aus diesen kleinen und kleinsten Gütchen so viel herausgewirtschaftet werden kann, dass die Landwirtschaft alleine die Familien zu erhalten und zu tragen vermag.

Man hat den Leuten nunmehr beigebracht, dass sie unbedingt über die Selbstversorgung hinaus die Produktion für den Markt aufzunehmen haben, welche ihnen dann in kurzer Zeit eine neue Einnahmequelle bilden kann und wird. Die Einführung des Gemüsebaues als intensive Art der Kleinwirtschaft hat sich bewährt, und wenn der Schein nicht trügt, so wird die Pflanzerbewegung im Baselland immer mehr Ausbreitung erfahren. Der Absatz der Produkte ist durch den Markt in Basel gesichert und zeigt steigende Tendenz. War bis heute die elsässische Ortschaft Neudorf einer der Hauptversorger der Stadt, so ist es deshalb noch nicht gesagt, dass das immer so bleiben müsse. Im Gegenteil ist es nur zu begrüsen, wenn die Bewegung im oberen Baselbiet sich auswächst, um später nicht nur zum Nutzen des Baselbieters und der Stadt, sondern zum Nutzen der gesamten schweizerischen Volkswirtschaft die Rolle des Gemüseversorgers der Stadt Basel ganz oder zur Hauptache zu übernehmen. Die Voraussetzungen dazu sind geschaffen worden, und es liegt nun stark an der Kleinbauernschaft des oberen Baselland, ob sie die Möglichkeit auch wirklich erkennt und ausnutzen will.

Die Befürchtungen, dass es zu einer Abwanderung, Entsiedelung der ehemaligen Posamentergegenden kommen würde, bewahrheiteten sich bis jetzt noch nicht. Der Posamenter, oder besser gesagt, der ehemalige Posamenter, ist zu sehr mit seiner Heimat verwachsen. Die Leute, die früher daheim in ihrem Dorfe ihrer Beschäftigung nachgingen, scheuen die Mühe eines manchmal sehr grossen Weges nicht, um ihre Arbeitsplätze zu erreichen.

Die Industrien, die sich mittlerweile in den Heimarbeiterbezirken niedergelassen haben, trugen ebenfalls dazu bei, dass eine weitere Entspannung der ungünstigen Situation eintreten konnte, und so dürfen wir annehmen, dass die Verhältnisse sich immerhin so weit gebessert haben, dass das Schlimmste als überstanden bezeichnet werden darf. Sicher sähe es im Baselbiete noch wesentlich anders aus, wenn die Regierung nicht tatkräftig eingegriffen hätte. Der Staatsintervention ist es zum grossen Teil zuzuschreiben, dass sich die Lage von einem Sechstel der erwerbstätigen Bevölkerung des Kantons innerhalb von 4 Jahren soweit bessern konnte, dass die Annahme berechtigt erscheint, man gehe wieder etwas bessern Zeiten entgegen.